Hist. Lit.
1989

Gutenberg

und

seine Erfindung.

Von

Gustav Nieritz.

…tl. Bibliothek
…egensburg

…. lit. 1989

~~1864~~

11 …959

2959

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

SBR069027092336

Beurtheilungen und Empfehlungen
der vorliegenden
Jugend- und Volksschrift
„Gutenberg und seine Erfindung“
so weit solche dem Verleger bis jetzt bekannt geworden sind.

Der *Berliner Figaro* 1844., *Nr.* 287 sagt bei der Beurtheilung vorliegender Schrift: Im Verlag von Im. Tr. Wöller in Leipzig erscheint bekanntlich eine Auswahl sehr nützlicher Jugendschriften, die sich durch passenden Inhalt und angemessene Darstellungsweise auszeichnen u. s. w.“;

ebenso der *Pädag. Volksfreund* 1844., *Novemberheft:* Die bisher in der Verlagshandlung von Wöller in Leipzig erschienenen Jugend- und Volksschriften verdienen besondere Berücksichtigung bei Wahl von derartigen Büchern, weshalb sich die Redaction veranlasst findet, die Aufmerksamkeit der Lehrer, Aeltern und besonders der Vorstände von Gemeindebibliotheken auf dieselben hinzulenken.

Beilage z. Zeitschrift Gutenberg, 1845. 185.: „Des großen Mannes Lebensschicksale, die Umstände seiner unschätzbaren Erfindung und alles, was nur in dieselbe einschlägt, Papierverfertigung, Letternguß, Schwärzebereitung ꝛc. sind die Fäden, aus welchen der in echt populärer Darstellungsweise äußerst gewandte Verfasser eine der anziehendsten und lehrreichsten Erzählungen gewoben hat, welche den seltenen Vorzug besitzt, daß sie sowohl jungen, als auch ältern Leuten eine gleich passende, mit einer Fülle nützlicher Belehrungen und Betrachtungen durchflochtene Unterhaltungslectüre darbietet. Namentlich eignet sie sich auch ganz besonders für die an so vielen Orten sich bildenden Volksbibliotheken und Lesezirkel für den Bürger und Landmann.“

Pädagog. Volksfreund v. Oberpfarrer Mende, 1845, Märzheft: „Unter des Verfassers vortrefflichen Erzählungen möchten wir dieser eine der ersten Stellen einräumen. Jeder Erwachsene wird durch das Lesen dieser, in einer edlen, ungezierten Sprache geschriebenen Schrift gefesselt werden, ganz besonders aber der jugendliche Leser, der neben der Belehrung auch die edelsten Grundsätze hier ausgesprochen findet. Wir können dieses Buch jeder Volksbibliothek und jedem Vater empfehlen, der seinen nicht mehr ganz kleinen Kindern ein recht nützliches und unterhaltendes Geschenk geben will.“

Oesterreich. Morgenbl. 1844, 153.: „Diese Schrift gibt dem jugendlichen Geiste viel Stoff zum Denken; sie ist den verdienstvollsten Leistungen der neueren Literatur beizuzählen. Die Arbeit gereicht dem Verfasser in jeder Beziehung zu hohen Ehren.“

Rosen 1841, No. 218. „Dieß Buch verdient die Aufmerk-

samkeit Aller, die sich für die Ausbildung und das geistige Wohl des Volkes interessiren."

Berl. Figaro 1844. 297: „Der vortreffliche Verfasser dieser Schrift hat hier ganz besonders den rechten, heitern Ton der Belehrung, der Faßlichkeit, der Klarheit gefunden und das Angenehme, Spannende der Erzählung mit dem Nützlichen und der Moral verbunden, so, daß die Moral nicht trocken und die Erzählung dadurch nicht langweilig wird."

Breisgauer Amts- und Wochenblatt 1844, 98: „Dieß ist ein lehrreiches und unterhaltendes Buch für die Jugend und das Volk. Der durch seine Schriften schon so rühmlichst bekannte Verfasser hat sich durch diese Arbeit neue ehrende Anerkennung erworben."

Christl. Hausfreund, 11. Jahrg., No. 49: „Dieses ist eine höchst anziehende Erzählung, mit christlichen Tendenzen geschrieben, die besonders zu empfehlen ist."

Helios 1841. No. 47. „Der einfache, dabei edle Styl, die lebendige Darstellung und damit verbundene Tendenz machen diese Schrift zu einem für Jung und Alt gleich nützlichen Volksbuche u. s. w."

Das **Beiblatt** zum **Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben** 1843, 4, nennt Nieritz's „Gutenberg"

„ein Buch von dauerndem Interesse, wodurch der Verfasser der Jugend und dem reifen Alter einen reichen Schatz der gemüthlichsten, Geist und Herz veredelnden Lectüre geschenkt habe."

In **Lewalds Europa**, 1842, Seite 362, wird diese Schrift als eine meisterhaft geschriebene Erzählung empfohlen;

im **Herold f. Literatur u. bild. Kunst** 1842, 2 als ein wahres Haus- und Familienbuch für Jung und Alt.

Ebenso empfiehlt es

der Neuigkeitsbote 1844, 97, am Schlusse einer längern Beurtheilung mit den Worten: „**Dieß ist ein wahres Volksbuch.**"

Da es der beschränkte Raum nicht erlaubt, hier alle die empfehlenden Beurtheilungen anzuführen, die diesem gediegenen Buche zu Theil geworden sind, so seien nur noch die Zeitschriften bezeichnet, worin dieß stattgefunden:

Südd. Schulbote 1842, 23. — **Deutsche Chronik** 1844, No. 1. — **Allgem. deutsch. Anzeig.** 1842, 344. — **Lit. Bl. z. Gesellschafter** 1843, 43. — **Athenäum** 1841, 49. — **Bl. f. Lit. u. bild. Kunst** 1841, No. 104. — **Zeit. f. d. deutsch. Adel** 1842, Beil. No. 10. — **Bürger- u. Bauernztg.** 1843, No. 51. — **Pomm. Volksblatt** 1843, 94. — **Christl. Volksbl. f. d. Rheinland.** 1844, No. 49. — **Berlin. Pfennigbl.** 1845, 55.

Schlüsslich sei noch erwähnt, dass Sr. Kaiserl. Hohheit der Erzherzog Stephan von Oesterreich diese Schrift ihrer Vortrefflichkeit halber ins Böhmische übersetzen liess und dass sie auch ins Französische übertragen wurde.

Gutenberg

und

seine Erfindung.

Eine unterhaltende und belehrende Erzählung

für

Jung und Alt

über

Sprache, Schrift und Buchdruckerkunst.

Von

Gustav Nieritz.

GEWERBS-VEREIN.

Zweite Auflage.

Mit Stahlstich.

Leipzig,
Verlag von Im. Tr. Wöller.

[1841]

G 70/457
Staatl. Bibliothek
Regensburg

Erstes Kapitel.

Der Ausgang.

Vierhundert Jahre ist eine lange Zeit — für die Menschen nämlich; freilich nicht für Gott, bei welchem tausend Jahre wie ein Tag sind. Aber es gab vor dieser langen Zeit auch Menschen, welche, mit wenig Unterschied, eben so dachten, sprachen und lebten wie wir. Dazu schien die Sonne wohl eben so freundlich als jetzt, obgleich es auch damals schon Gute und Böse auf der Erde gab. Letztere grünte und blühte nicht minder schön als gegenwärtig, und wenn auch zu jenen Zeiten die Wälder dichter und größer, die Städte dagegen kleiner und ihre Bewohner darum weniger verderbt waren, als jetzt, so war dieß ein Fehler, dessen Wiederkehr zu wünschen man sich oft versucht fühlt. Also vor 400 Jahren, da man 1436 nach Christi Geburt zählte, und zwar um die Zeit, wo der Flachs blüht, wanderten zwei muntere Knaben aus der damals noch freien, deutschen Reichsstadt Straßburg hinaus in die noch freiere Natur. Nur durch einen völligeren Zuschnitt und derberen Stoff unterschied sich ihre Kleidung von der gegenwärtigen. Sie war nicht kostbar, aber reinlich und ganz. Auf dem

Rücken trugen die Knaben Körbe, deren Inhalt in allerlei linnenen Zeuchstücken bestehend, sie eben nicht groß beschwerte.

Als sie bei einer Wiese vorüberkamen, auf welcher eine Heerde Kühe grasete, hob eine derselben den Kopf empor und, den Hals lang gegen die jungen Wanderer ausstreckend, schrie sie: „Muh!“

„Hörst du, Peter“, hob der eine Knabe lachend an, „die Kuh da bietet uns einen guten Tag.“

„Weißt du das so genau, Martin?“ versetzte der andere. „Es kann ja eben so gut heißen: Was wollt ihr hier?“

„Auch möglich!“ entgegnete Martin, „die Kuh- und Ochsensprache läßt alle Auslegungen zu. Du, Peter, wenn wir auch bloß „Muh“ schreien könnten und nichts weiter — das müßte lieblich klingen!“

„Und auch recht verständlich sein“, sprach Peter. „Mutter, in meinen Hosen ist ein großes Loch — seid so gut und flickt mir's doch — anstatt so zu sagen schrie ich meine Mutter bloß mit: „Muh“ an. Oder: Mutter, gebt mir doch einen Pfennig zu Kirschen — da könnte sich diese den Kopf zerbrechen, was ich mit dem „Muh“ sagen wollte.“

„Hei, und wenn hundert Kinder in der Schule oder tausend Menschen in einer Kirche wären und statt zu singen, ihr „Muh“ zusammen anstimmten — das müßte kein kleines Gebrüll geben“, rief Martin lustig.

„Da kommen auch noch unsre Nachbarn, die Franzosen herzu“, hob Peter an, indem er auf eine Heerde Schaafe deutete, welche in Begleitung ihres Hüters und eines Hundes blöckend sich näherten.

„Franzosen?" fragte Martin verwundert. „Ehrliche, deutsche Schaafe sind's ja."

„Reden sie nicht alle mit einander französisch?" versetzte Peter — „mais und nichts als mais! auf deutsch: aber, oder sondern."

„Höre, Peter", sprach Martin jetzt ernst — „wir würden gewiß auch einfältige Schaafe oder dumme Ochsen sein, wenn wir bloß „mäh und muh" schrien und nicht sprechen könnten."

„Es will mich auch so bedünken", entgegnete Peter. „Es ist mir noch nie so lebhaft eingefallen wie alleweile, was wir der Sprache zu danken haben. Aber, ob wohl Adam und Eva gleich uns haben sprechen können, und welche Sprache? Sie hatten doch Niemanden, von dem sie es lernen konnten."

Diese lautausgesprochene Frage wurde nicht von Martin, sondern von einem Manne beantwortet, welcher unbemerkt den beiden Knaben auf dem Fuße nachgefolgt war.

„Allerdings darf man annehmen, daß die ersten Menschen gleich haben sprechen können", sagte er freundlich. „Auch hierin machten sie eine Ausnahme von den andern Geschöpfen. Eben so, wie sie sofort erwachsen und völlig ausgebildet von Gott dem Herrn erschaffen wurden, waren sie gewiß auch der Sprache mächtig. Also lehrt uns die Schöpfungsgeschichte, und welchen Grund hätten wir, daran zu zweifeln? Ohne die Sprache würden sich unsere Stammältern nur wenig von den Thieren unterschieden haben; denn sie ist es ja, durch welche die in uns schlummernde Vernunft hauptsächlich geweckt und gebildet wird. Sie ist der Stahl, welcher aus dem todten Feuersteine die leuchtenden Funken hervorlockt. Freilich war im Anfange

die Sprache nicht so vollkommen wie jetzt, und arm an Wörtern. Das sieht man an allen ältern Sprachen, namentlich an der hebräischen, die lange nicht so reich an Wörtern ist wie unsre deutsche."

„Ach, hebräisch!" erwiderte Peter, „das muß eine barbarische Sprache sein. Pater Melcher, unser Lehrer, hat uns einmal hebräische Schrift gezeigt. Himmel! sehen nicht die Buchstaben aus, als habe sie eine Henne mit der Pfote gekratzt? Einer glich fast dem andern, nur daß manche mit Punkten und Strichen versehen waren. Mir fällt schon das Lesen unsrer deutschen Buchstaben schwer, geschweige erst die hebräischen!"

„Das ist Alles noch Kleinigkeit!" erwiderte der Mann. — „Vier und zwanzig Buchstaben lassen sich immer eher lernen und lesen als die Hieroglyphen der Alten, über welche schon mancher Gelehrter sich den Kopf vergeblich zerbrochen hat."

„Hieroglyphen?" fragte Martin, „was für Dinger sind das?"

„Bevor man die Buchstaben erfand", antwortete der Mann, „bediente man sich der Bilderschrift. Wollte man Apfel, Mensch, Blume, Baum, Mond u. s. w. schreiben, so zeichnete man das Bild eines Apfels, Menschen, Baumes, Mondes oder einer Blume hin."

„Wie nun aber", wendete Peter ein, „wenn man etwas beschreiben wollte, was man nicht sehen konnte, z. B. das Wort: Gerechtigkeit, Ewigkeit, Reinlichkeit?"

„Auch dabei bediente man sich gewisser Bilder oder Zeichen", versetzte der Mann. — „Die Gerechtigkeit beschrieb man durch eine Frau mit verbundenen Augen, die

eine Wage in der Hand hält; — die Ewigkeit durch eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt".

„Nun, und die Reinlichkeit?" —

„Ja, das weiß ich selbst nicht", erwiderte der Mann.

„Gewiß malte man ein Waschbecken hin", sagte Martin, „und einen Scheuerwisch daneben".

Der Mann und Peter lachten. Letzterer aber sprach dann ernsthaft: „Wie man aber aus einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, das Wort „Ewigkeit" errathen soll, ist mir doch unbegreiflich."

„Es ist wahr", sprach der Mann, „um die Bilderschrift, die man eben Hieroglyphen nennt, zu verstehen, mußte man die Bedeutung der verschiedenen Zeichen kennen oder den Schlüssel dazu haben. Und das war nicht leicht, weil jedes Wort sein besonderes Zeichen hatte. Unser Schlüssel ist das Abc, vermittelst dessen wir alle Wörter — seien sie auch Millionen an der Zahl — lesen können. Dagegen muß einer, welcher chinesisch lesen will, wohl achtzigtausend verschiedene Zeichen wissen. Dazu will ein Gedächtniß sein!"

„Und ich behaupte", sagte Martin, „daß man immer nicht Alles durch die Zeichensprache ausdrücken kann. Welche Zeichen könnte man machen, um zu schreiben: Der Fleischer hat die Wurst zu stark gepfeffert?"

„Das ist noch nichts", rief Peter, „da weiß ich noch Schwereres. Z. B.: Weil ich heute zu schnell gegessen hatte, bekam ich den Schlucken und Bauchgrimmen. Ha, ha, ich möchte doch wissen, wie man den Schlucken und das Bauchgrimmen durch Zeichen beschreiben wollte."

„Auch dieß ließe sich vielleicht noch durch Zeichen darstellen", meinte der Mann, „aber vieles gibt es in unsrer

Sprache, was auf eine andere Weise als durch Buchstabenschrift nicht wohl zu beschreiben wäre."

„Wer mag nur die Buchstabenschrift erfunden haben?" fragte Martin, „Es muß ein grundgescheidter Mensch gewesen sein."

„Allerdings!" erwiderte der Mann. „Ein Phönizier soll es gewesen sein. Man kennt zwar weder seinen Namen, noch seine Abkunft, aber schon aus seinem Werke läßt sich auf seine Weisheit schließen. Gerade so, wie es bei Gott der Fall ist, den auch noch Niemand gesehen hat und welcher gleichwohl aus seinen Werken erkannt wird. Aber, fast noch erstaunenswerther als die Buchstabenschrift ist die Kunst, durch 10 Ziffern und deren Versetzung die ungeheuersten Zahlen bis in's Unendliche auszudrücken. Auch sie hat ein morgenländisches Volk, die Araber, erfunden."

„Seid Ihr nicht Meister Gutenberg, der Steinschleifer und Tausendkünstler in Straßburg?" fragte Peter dreist den Mann, welcher mit den Knaben ging und ungefähr vierzig Jahr alt sein konnte.

„Du hast's getroffen", versetzte dieser gutmüthig. „Ich schleife Edelsteine und Spiegel, fertige auch noch andere Arbeiten; doch ein Tausendkünstler bin ich keineswegs. Und wer seid ihr, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin der Peter Schöffer von der Zeltergasse", erklärte dieser, „und der da ist der Martin Duttlinger aus dem Schustergässel. Wir beide sind arme Jungen, wie Ihr seht, die großentheils selbst für sich sorgen müssen."

„Dafür scheint ihr aber offene Köpfe zu haben", versetzte Gutenberg, „und das ist oft mehr werth als Geld und Gut. Wohin geht euer Weg?"

Peter gedachte eben zu antworten, als er mit einer Miene des Ekels seine Nase schnell zuhielt.

„Fi! das stinkt!" nuschelte er dann. Er brauchte sich nicht weit umzuschauen, um die Ursache des übeln Geruchs zu entdecken, welcher von einer verwesenden Katze, die an einem Feldraine lag, ausging. Eine Menge Aasfliegen bedeckte sie ganz. In Bezug auf diese Thiere sprach er verächtlich: „Ich glaube gar, daß die Fliegen noch ganz erpicht auf das abscheuliche Aas sind. Schon von dem bloßen Riechen möchte ich mich erbrechen."

„Und doch", versetzte Gutenberg lächelnd, „wirst du in der Folge dieselbe todte Katze vielleicht mit dem größten Wohlgefallen verzehren."

„Nimmermehr!" rief Peter hitzig, „lieber verhungern als dieß!"

„Laß dir nur den Zusammenhang erklären", sprach Gutenberg, „und du wirst mir Recht geben müssen. Also: die Fliegen da legen ihre Eier in das todte Thier. Daraus entstehen Maden, welche das übelriechende Aas aufzehren, dann zu Fliegen werden, nicht mehr übelriechen, sondern Vögeln und andern von uns gern gegessenen Thieren zur Speise dienen. Gehen demnach die Theile des Aases nicht in unsern Körper über? Die Kühe verzehren Gras, das am üppigsten auf Gräbern wächst und die Fische fallen begierig über einen im Wasser ertrunkenen und in Fäulniß übergehenden Menschen her. Die Roggen- und Waizenpflanze zieht ihre besten Säfte aus dem häßlich stinkenden Dünger und wenn wir uns Brot und anderes leckeres Backwerk wohl schmecken lassen, denken wir nicht an seinen ekelerregenden Ursprung. Das ist eben die Weisheit Gottes, welche das Verwesende in neues, ver-

schöntes Leben verwandelt und auf Erden nichts umkommen läßt. Doch, ihr seid mir die Antwort auf meine vorige Frage schuldig geblieben. Wohin geht euer Weg?"

„Wir tragen alte Lumpen in die Papiermühle", antwortete Martin. „Wir wollen uns Papier dafür eintauschen, damit wir uns in der Schule die Bußpsalmen abschreiben können."

„Dann ist mein Weg der eurige", sprach Gutenberg. „Also schreiben könnt ihr sogar? Dann seid ihr ja ungewöhnlich geschickt für euern Stand und euer Alter."

„Wir haben erst angefangen", entgegnete Martin, ordentlich schamroth, doch voll Freude über das erhaltene Lob. „Pater Melcher, unser Lehrer, unterrichtet uns umsonst, weil wir viel Lust dazu haben."

„Das freut mich", sagte Gutenberg. „Etwas Tüchtiges lernen ist ein Schatz, den uns Niemand stehlen kann. Doch, da ich dort das ganze Feld voll blau blühender Flachspflanzen sehe, fällt mir bei, wie der Papiermüller dem lieben Gott es nachthut und unscheinbar, ekelhafte Dinge wundersam umwandelt. Dort steht der Flachs grün und blau; hier in euern Körben hat er sich in schmuzige Leinwandlappen verwandelt und der Meister Papiermüller zaubert ihn in schönes, feines, weißes Papier um."

„Ich möchte schon sehen, wie er dieß bewerkstelligt", sprach Peter. „Ich kann mir gar keinen Begriff davon machen."

„Die Gelegenheit dazu haben wir vor uns", antwortete Gutenberg, „und da das Fertigen des Papiers kein Geheimniß mehr ist, wird uns der Meister auch nicht wehren, dasselbe mit anzusehen."

Die Neugierde bewog die beiden Knaben, ihre Schritte zu verdoppeln und bald lag die Papiermühle vor ihnen da.

Zweites Kapitel.

Die Papiermühle.

Der Papiermüller, Andreas Heilmann geheißen, empfing die drei Ankömmlinge mit französischer Höflichkeit, denn er hatte die Kunst des Papierfertigens in Frankreich erlernt und lange dort gearbeitet. „Meine ganze Mühle steht zu Euern Diensten", sprach er zu Gutenberg, „seid Ihr doch einer meiner fleißigsten Kunden. Sagt mir nur, wozu Ihr so vielen Papiers bedürfet? Der fleißigste Mönch, der vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht schreibt, kann nicht mehr verthun als Ihr."

„Es ist wahr", versetzte Gutenberg, „und meine Frau schilt mich auch oft wegen meiner Papierverschwendung gehörig aus; aber — nun, Meister, Ihr sollt mein Geheimniß schon erfahren, sobald es zur Reife gediehen ist. Gar zu gern wüßte ich Euch mit hinein verflochten, um meinet- und Euretwegen. Gelingt mein Unternehmen, so bekäme auch das Papierfertigen einen nie gekannten Aufschwung und zum steinreichen Manne müßtet Ihr werden."

„Steinreich?" lachte der Müller, „geldreich wäre mir lieber! Es wäre nicht übel, wenn ich die alten Lumpen nicht bloß in Papier, sondern sogar in blanke Goldgülden umwandeln könnte. Aber so ziehen doch immer die Ab-

schreiber den meisten Nutzen von meiner Arbeit. Lassen sie sich doch eine Bibel mit 400, 500 Gulden bezahlen."

„Dafür bringen sie aber auch Jahre lang mit dem Abschreiben dieses größesten aller Bücher zu", versetzte Gutenberg. „Ihr hingegen seid schnell mit einem Buche Papier zu Stande."

„Aber die Auslage dabei!" meinte Andreas, „ich brauche nicht bloß einen Gänsekiel und ein Tintenfaß, wie die Abschreiber. Es will — aber, was schreit nur der Junge so? Man hört ja sein eignes Wort kaum. Was fehlt ihm denn?"

Diese Fragen richtete Andreas an seine Frau, welche vergebens ihren schreienden Säugling in den Schlaf zu wiegen versuchte.

„Ich begreife nicht, was er hat", versetzte die Frau, „über eine Stunde schreit er schon ohne Aufhören. Ich habe ihm zu trinken gegeben, den Leib gewärmt, für den Fall, daß er Bauchkneipen hätte, mit der Klapper vorgeklingelt, auf die Fensterscheiben getrommelt — Alles vergebens. Der Himmel weiß, wo es ihm fehlt. Wenn er nur reden könnte!"

„Ja", sprach Gutenberg, „manches kleine Kind ist schon verdorben, weil es nicht sagen konnte, was ihm fehlte. Ein glücklicher Zufall ist es, erräth man ihre Noth."

„Wickle den Jungen aus", gebot Heilmann, „vielleicht drückt ihn etwas an der Kleidung oder ist die Wickelschnur zu fest angezogen."

„Ich dachte gar", rief die Frau, „wenn ich Alles so genau wüßte."

„Folge, Frau!" wiederholte Heilmann, „und thue, wie ich dir geheißen habe."

Es geschah und es fand sich, daß eine Stecknadel, welche in der Wickelschnur stak, das Kind in die rechte Seite gestochen hatte.

„Der arme Junge!" sprach der Papiermüller, „die heillosen Stecknadeln! Ich kann sie durchaus nicht leiden, am allerwenigsten an kleinen Kindern. Nun, es ist nur gut, daß die Sache noch so glücklich abgelaufen ist."

„Pater Melcher! da kommt Pater Melcher!" rief Peter fröhlich, indem er mit dem Finger auf das Fenster deutete, durch welches er seinen Lehrer erblickt hatte. Von den beiden Knaben eingeholt, trat der würdige Mann bald darauf in die Stube.

„Lauter Bekannte", sprach er grüßend, „welche nach Meister Heilmanns Papiere hungern. Ihr seid der Bäcker unsers geistigen Brodes", fuhr er, zu dem Papiermüller gewendet, fort, „ohne Euch würde es mit der herrlichen Schreibekunst schlimm aussehen."

„Ehrwürden", entgegnete Heilmann lachend, „Ihr erweiset mir zu viel Ehre — bloß die Bolzen schnitze ich, die Ihr verschießet."

„Ja", erwiderte der Pater, „und ich hoffe, daß diese papiernen Bolzen noch einmal in der Welt mehr bewirken sollen, als alle stählernen — mehr als Mauerbrecher und Donnerbüchsen."

„Kinder!" er wendete sich an die beiden Knaben, „hört mir jetzt aufmerksam zu, denn nicht bloß in der Schule kann und muß man lernen. Ihr werdet zwar noch nicht ganz begreifen können, was die Schreibekunst zu bedeuten habe. Sie hält das gesprochene Wort, welches in

der Luft verhallen würde, fest und bewahrt es für die fernsten Zeiten auf; sie trägt aber auch dasselbe Wort bis an die äußersten Oerter der Erde und bringt es — mächtiger wie die stärkste Posaune zu der Menschen Ohren. Durch sie wird die Vergangenheit zur Gegenwart, der todte Mund lebendig, die weiteste Ferne zur Nähe. Wir Schreiber aber würden übel daran sein, sorgte Meister Heilmann hier nicht für einen passenden Stoff zur Schrift. Anfänglich grub man die Schriftzüge auf steinerne Tafeln ein. Wenn schon Gottes Finger die heiligen zehn Gebote gar bald auf die Steinplatten zeichnen konnte, so brachte Moses gewiß ungleich länger damit zu, nachdem er in seinem Zorne das göttliche Werk zertrümmert hatte. Später traten Metall- und Holztafeln an die Stelle der Steinplatten; aber noch immer kostete es viele und lange Mühe, die Schriftzüge mittels eiserner Werkzeuge einzugraben. Dieselbe zu verringern, nahm man dünne, hölzerne, mit Wachs überzogne Tafeln und schrieb in die weiche Fläche die Buchstaben mit Griffeln, die unten spitz und oben breit waren, so daß man mit dem breitern Ende das Falschgeschriebene wieder vertilgen konnte. Diesen Griffel nannte man Stilus, weshalb man noch jetzt die gute oder schlechte Schreibart „Styl" nennt. Bald aber verwarf man diese, der Zerstörung leicht ausgesetzten Wachstafeln und bediente sich dafür der dünnen, weißlichen Rinde, welche unter der äußern, rauhen Rinde der Bäume gefunden wird, geschmeidig ist und Bast heißt. Derselbe wurde in der griechischen Sprache Biblos und in der lateinischen Liber genannt, daher auch unser Wort „Bibel" seinen Ursprung hat. In der Folge bereitete man die Häute der Thiere und namentlich der Esel zu Stoffen für's Schreiben zu und hieß dieselben nach der Stadt Per-

gamos in Kleinasien, wo sie auf die vorzüglichste Weise gefertigt wurden, „Pergament." Andere Völker schrieben auf geleimte und dann geglättete Baumblätter und kamen somit der Erfindung des eigentlichen Papiers immer näher. Diese blieb den Aegyptern aufbehalten, welche einen Stoff zum Schreiben aus einer häufig im Nil wachsenden Binsenart, welche Papyrus hieß, und unserm jetzigen Papiere seinem Namen gab, bereiteten. Doch war derselbe noch himmelweit von dem eigentlichen Schreibpapier verschieden. Die Chinesen, ein Volk, weit in Asien hinten und uns fast nur dem Namen nach bekannt, sollen schon vor des Heilands Geburt aus der innern Rinde des Bambusrohrs und aus Baumwolle ein dem unsern sehr ähnliches Papier gefertigt haben, welches durch die Tartarenkriege in Mittelasien bekannt und von den Arabern schnell nachgemacht wurde. Von da verbreitete es sich nach Griechenland, Italien, Frankreich und zuletzt nach Deutschland, wo es im Jahre 800 nach Christi Geburt als Seltenheit bewundert wurde. Dieses Baumwollenpapier war, der damals noch bei uns sehr theuren Baumwolle wegen, fast nicht zu bezahlen, bis man den Versuch machte, dasselbe aus alten, schon gebrauchten Baumwollstoffen darzustellen. Im vierzehnten Jahrhundert, also vor etwa 100 Jahren, erfand endlich ein Deutscher die Kunst, unser gegenwärtiges Schreibepapier aus linnenen Lumpen zu bereiten, wodurch die Schreibekunst erst ganz zu Ehren bei uns kam. Wir wollen nun Meister Heilmann bitten, daß er uns sehen lasse, wie alte, schmuzige Lumpen unter des erfinderischen Menschen Hand in schönes, weißes Papier verwandelt wird. Ich komme, um mir davon neuen Vorrath zu holen."

Heilmann stellte sich nun bereitwillig an die Spitze der kleinen schaulustigen Gesellschaft, um sie in das Innere seiner Mühle zu führen. Plötzlich entstand in derselben ein gewaltiger Lärm.

Stimmen schrien — Füße trampelten die hölzernen Stiegen hinab — Arbeiter und Arbeiterinnen jagten über den Mühlhof hinweg.

„Was gibt's", rief der Müller erschrocken aus dem Fenster.

Eine Magd, kreideweiß im Gesicht, nahm sich auf ihrer eiligen Flucht kaum so viel Zeit, um die Worte auszurufen: „Der Kobold ist in die Mühle gedrungen!" Im nächsten Augenblick waren die Flüchtlinge hinter dem Hause verschwunden, den Papiermüller und seine Frau in der größten Angst zurücklassend.

„Der Kobold! am hellen lichten Tage!" sprach die Frau zitternd, indem sie ein Kreuz über ihr Antlitz schlug.

„Gott stehe uns bei!" lallte Heilmann unter einem tiefen Seufzer. „Nimmt der Kobold meine Mühle in Besitz, so ist es mit dem Papiermachen rein aus. O, Ehrwürden! Ihr seid ja eine geweihte Person — bannet — ich bitte Euch fußfällig — den bösen Geist aus meiner Mühle! Dort am Waldrande steht eine hohle Weide — dahinein mag er fahren auf Eure Beschwörung und gern wollen wir ihm dann seine Ruhe gönnen."

Peter und Martin waren gleichfalls erblaßt. Fragend blickten sie auf ihren Lehrer, den Pater Melcher hin. Dieser versetzte jetzt ruhig: „Obgleich ich weder mit Stola, noch mit Weihwasser und Wedel versehen bin, getraue ich mir doch dem vermeinten Kobold getrost entgegen zu treten. Es wäre nicht das erste Mal, daß übereilte Furcht in ei-

nem unschuldigen Gegenstande einen bösen Geist erblickt. Ist in Eurer Mühle kein Mord begangen worden und ungerochen geblieben, fühlt Ihr überhaupt Euer Gewissen rein von Todsünden: so lasset uns in Gottes Namen die Sache untersuchen."

„Ach, hochwürdiger Herr!" versetzte der Papiermüller, den die Angst immer höflicher machte, „ich selbst habe die Mühle erst erbaut, nachdem ich den Platz dazu weihen lassen, und der Herr ist mein Zeuge, daß ich von keinem Morde, noch von einer Todsünde etwas weiß. Freilich bin ich ein armer Sünder gleich andern Menschenkindern, allein ich habe" —

„Nun, so folgt mir getrost nach", fiel ihm der Pater in's Wort, indem er die Thüre öffnete. Betroffen fuhr er jedoch zurück, als ein unbekanntes Wesen, dunkel und unbestimmt wie ein Schatten, an seinen Augen vorüberglitt und dann blitzschnell aus der Küche, welche an die Wohnstube grenzte, verschwand. So viel der Pater in dem kurzen Augenblicke hatte bemerken können, war der angebliche Kobold von kleiner Gestalt und mit einem dicken Kopfe begabt gewesen, unter dessen pechschwarzen, wild herabhangenden Haaren ein paar kecke Augen hervorgefunkelt hatten. Von den Gesichtszügen hatte er nichts entdecken können, da das räthselhafte Wesen bei seinem Davonspringen ihm den Rücken, den ein dunkles Gewand deckte, zugekehrt hatte. Der Pater bemeisterte schnell seine Betroffenheit und rückte, von den übrigen gefolgt, vorsichtig weiter.

„O, mein Käse!" rief Frau Heilmann, als sie einen prüfenden Blick in ihrer Küche umhergeworfen hatte. „Der tückische Kobold! er wird seine Wuth an Allem in der Mühle auslassen."

Sie bückte sich, die in Stücken zersprungene Schüssel nebst die am Boden zerstreuten Käse aufzulesen. „Zwei Stück fehlen!“ fuhr sie klagend fort, „eine volle Mandel war in der Schüssel, und auch diese ist hin!“

„Verhält sich die Sache also“, hob der Pater leichten Herzens an, „dann getraue ich mir, den Käsedieb glücklich zu verbannen. Ein Geist bedarf keiner Käse zu seiner Nahrung. Schnell, vorwärts!“ Ermuthigter folgte man dem Pater, welcher schon nach Kurzem seine eiligen Schritte wieder anhielt.

„Wohin aber wird der Kobold geflüchtet sein?“ fragte er den Müller.

Dieser legte das Ohr an die Bretwand des langen Ganges, von welchem aus der Thüren mehre in das Innere der Mühle führten. „Er fegt in der Trockenstube herum“, sprach er nach kurzem Lauschen, „hört Ihr das Rauschen der aufgehängten Papierbogen?

Als der Pater die Thür der Trockenstube öffnete, wirthschaftete der Kobold arg unter dem Papiervorrathe herum. Ganze Leinen voll gefalzter Bogen zerrte er von der Decke herab, so daß schon der Fußboden über und über weiß bedeckt war. Die Eintretenden gewahrend, schlüpfte er eilig durch eine andere Thüre davon; seine Verfolger stürmten hinterdrein. Hui! wie flogen die nach ihrer verschiedenen Feinheit ausgesuchten Leinwandlappen, welche in der nächsten Kammer haufenweise aufgeschichtet lagen, den Nachrückenden entgegen! Kaum aus den Augen zu sehen vermochten sie. Es war nicht anders, als bliese ein schadenfroher Mensch in einen Federtopf, so flogen die Stücken nach allen Richtungen umher. Also sich vertheidigend, bewirkte der Kobold seinen Rückzug in einen andern

Raum. Hier wurden die Leinwandstücken von einer Schneidemaschine in kleine Theile zerlegt, hierauf in steinernen Trögen mit Wasser vermischt und durch von Wasser bewegte Stampfen in einen Brei verwandelt, den die Papiermacher Halbzeug nennen. Dem Kobolde mochte der Lärm und der Anblick der sich hebenden und niederschlagenden Stampfen nicht wohl behagen; er verschwand im Nu. Gleich darauf vernahmen die Suchenden ein durchdringendes Geschrei, das unter ihren Füßen aus der Wasserkammer hervordrang.

„Ha!" sagte Heilmann schadenfroh, „der Kobold ist sicherlich ins Getriebe gerathen. Wenn ihm doch die Schaufeln des Rades alle Knochen kurz und klein zermalmten oder das Gestänge ihn zu Halbzeug zusammenquetschte."

„Ging Euer unchristlicher Wunsch in Erfüllung", sagte der Pater sträflich, „so würde der Kobold erst in der That Besitz von Eurer Mühle nehmen, in welcher dann ein Mord geschehen wäre. Drum schnell, Meister! das Getriebe angehalten!"

Da lief der Meister, als brenne ihm der Kopf, um dem seiner Mühle gedrohten Unglücke vorzubeugen, und schon in der nächsten Minute hatten alle Theile der großen, künstlichen Maschine ihre geräuschvolle Thätigkeit verloren. Das Klappern, Pochen, Stampfen hörte plötzlich auf; nur das Wasser rauschte über die Schaufeln des unbeweglich stehenden Wasserrades, und in die unheimlichen Töne erklang fort und fort das Wehgeschrei des unglücklichen Kobolds.

Den Jammertönen nachgehend, entdeckte man das kleine unbekannte Wesen, zwischen das Getriebe eingeklemmt, in

einer gar bedenklichen Lage. So viel man bei der hier herrschenden Dunkelheit wahrnehmen konnte, floß das Blut über des armen Kobolds Gesicht, auch war dessen linker Arm auf schmerzhafte Weise verbogen. Dessenungeachtet vertheidigte er sich unter fortwährendem Schreien mit der noch freien rechten Hand gegen die sich ihm Nahenden, kratzte mit seinen langen Nägeln, schlug mit den Füßen aus, ja, versuchte sogar zu beißen. Als die Männer jedoch sich seiner bemächtigt und ihn aus seiner gefahrvollen Lage befreit hatten, ließ sein Widerstand plötzlich nach; wie ohnmächtig ließ er sich von dem Vater und Gutenberg in des Müllers Stube tragen; Peter und Martin aber erhielten die Weisung, sich nach den geflüchteten Arbeitern umzusehen.

Drittes Kapitel.

Der Kobold.

Die beiden Knaben wären freilich lieber mit in die Stube gegangen, denn die Neugierde, den nur flüchtig gesehenen Kobold näher zu betrachten, plagte sie gewaltig. Doch sie mußten sich dem erhaltenen Gebote fügen und gingen deshalb hinab in den Mühlhof, wo sie in ziemlicher Ferne die Entflohenen beisammen stehen sahen. Als Letztere die Knaben winkend auf sich zukommen sahen, bewog sie Scham und Neugierde, sich der Papiermühle zu nähern.

„Ist er fort, der Kobold?“ fragten sie die Knaben,

„habt Ihr seine glühenden Augen, seine Krallen, Hörner und Pferdefüße gesehen?"

„O!" versetzte Martin wichtig, „wir haben ihn gebannt, ja sogar gefangen genommen, obgleich er um sich biß und schmiß wie ein Waldteufel. Jedenfalls wird er in die hohle Weide am Walde verbannt werden, denn wir hörten den Meister davon munkeln."

Peter und Martin hatten nun ein peinliches Verhör auszustehen, in welchem sie Alles, was sie von dem vermeinten Kobolde wußten, haarklein erzählen mußten. Hierdurch nur noch neugieriger gemacht, begaben sich die Arbeiter mit schnellen Schritten in die Mühle zurück, um sich durch den Augenschein von dem Vernommenen zu überzeugen. Es war ihnen daher ein unwillkommener Strich durch die Rechnung, als Meister Heilmann, ihre Annäherung bemerkend, aus dem Fenster ihnen zurief, sich sofort an die Arbeit zu begeben, und vor allen Dingen den durch den Kobold angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Murrend gehorchten sie und Peter und Martin hatten jetzt alle Muße, die Kunst des Papiermachens mit anzusehen. Freilich war auch ihre Aufmerksamkeit getheilt, daher sie nur mit halben Augen sahen, wie hier die Lumpen, von Weibern ausgesucht und auf verschiedene Haufen geworfen, durch eine Maschine gewaschen und gereinigt, dort zerschnitten, da zu Brei gestampft, dann an der Luft in Gährung gesetzt wurden, damit jede Farbe sich ausscheide. Sie ließen sich sagen, daß dieses sogenannte Halbzeug nach zwei Wochen ruhigen Liegens durch eine mit metallnen Schienen versehene Walze in feines Ganzzeug gemahlen, in einer Bütte, mittels einer Gabel oder eines Rechens, gleichmäßig umgerührt und dann erwärmt würde, womit die

Zubereitung des Papierstoffes beendigt sei. Die Fertigung des Papiers aber geschah folgendermaßen. Neben jener Bütte mit dem Papierbreie standen zwei Männer von welchem einer mit einem Rahmen, welcher die Größe eines Papierbogens hatte, und dessen Boden aus einem enggeflochtenen, feinem Drathgitter bestand, in die Bütte fuhr und von der darin befindlichen Masse so viel einschöpfte, als zu einem Bogen erforderlich war. Dieselbe ließ er über das Gitter gleichmäßig sich vertheilen, wobei das sich abscheidende Wasser durch die kleinen Oeffnungen des Drathbodens ablief. Hierauf schob der Mann, den man Schöpfer zu nennen pflegt, den gefüllten Rahmen seinem Nebenmanne, dem Gautscher, zu, welcher denselben umstürzte und den Bogen auf eine Filzplatte gleiten ließ. Auf den Bogen legte er eine zweite Filzplatte, dann wieder einen Bogen und sofort, so daß eine Säule von Bogen und Filzplatten entstand, welche letztere das noch in dem Papiere vorhandene Wasser in sich sogen. Jene Säule wurde dann unter eine gewaltige Presse gebracht, welche das Wasser aus den Filzplatten und dem Papier entfernte. Letzteres wurde später nochmals allein gepreßt und dann wieder in Leimwasser — mit Alaun vermischt — getaucht, abermals getrocknet, das Fehlerhafte ausgelesen, das Gute gefalzt und dasselbe unter einem großen Hammer auf einer harten Steinplatte glatt geschlagen. Wie vielmal also mußten die Leinwandlappen durch die Hand des Arbeiters wandern, bevor sie sich in reines, schneeweißes Papier verwandelten.

Indeß die beiden Knaben aus einem Behältnisse der Papiermühle in's andere wanderten, beschäftigten sich Pater Melcher, Gutenberg und die Müllerin mit dem besinnungs=

losen Kobolde, den man auf ein Lager ausgestreckt hatte. Nachdem man demselben das Blut und den Schmuz von dem Antlitze abgewaschen und die langen Haare zurückgestrichen hatte, fand sich's, daß der gefürchtete Kobold — ein ganz gewöhnliches, gar nicht häßlich aussehendes Menschenkind von höchstens acht Jahren war. Ueber dem Hemde trug es eine grobe wollene Kutte, von welcher freilich verschiedene Stücke zerrissen herabhingen. Die Füße waren nackt, mit dickem Schmuz überzogen, die Fußsohlen und die innere Fläche der Hände mit einer derben Hornhaut überwachsen. Die Gliedmaßen des Kindes, so wie dessen ganzer Körper verriethen eine auffallende Stärke, welche sich schon bei seiner Gefangennehmung beurkundet hatte und auf's Neue äußerte, als es später seine Besinnung wieder erhielt.

„Dummes Ding!" sagte Frau Heilmann ärgerlich, als der kleine Kobold das aufgelegte Pflaster von der Stirne und den Verband von dem linken Arm wiederholt zu entfernen strebte, „wir meinen es ja gut mit Dir! Ist das mein Dank für die gestohlenen Käse? Deine Aeltern müssen sich doch gar nicht um Dich bekümmert haben, daß Du ein solcher Wildfang geworden bist. Wie heißt Du denn und wie kommst Du hierher? Sprich doch, wer Deine Hühner und Gänse sind?"

Aber das Kind antwortete nicht, sondern vergalt die auf ihn verwendete Sorgfalt schlecht durch fortgesetztes Schlagen, Kratzen und Beißen, wobei es ein thierähnliches Geschrei ausstieß.

„Am Ende ist es doch ein Kobold und kein Menschenkind", sprach Heilmann bedenklich, „sprang und kletterte

es doch wie eine Meerkatze in die Höhe! Und spricht nicht der Teufel deutlich aus seinen Augen und seinem ganzen Thun?"

„Allerdings muß das Kind, wenn dieß Ausbrüche der Rohheit und nicht des Schmerzes sind, eine schlechte Erziehung genossen haben", versetzte der Pater und fuhr, zu dem Kinde gewendet, mit ernster Milde fort: „Liebes Kind, thut Dir Kopf und Arm sehr weh? Willst Du etwa trinken oder essen? zu den Deinigen zurückkehren oder hier bleiben?"

Der Kobold heftete die unstät umherrollenden Augen eine Secunde lang auf des Paters Antlitz, verzerrte das Gesicht und wies die Zähne blökend vor, erwiderte aber kein Wort.

„Verstehst Du nicht, was ich Dich frage?" sagte der Pater.

Der Kobold behauptete sein hartnäckiges Schweigen.

„Vielleicht ist das Kind aus dem Nachbarlande", hob Gutenberg an, „und versteht darum kein Deutsch."

Hierauf redete der Pater das verstockte Wesen französisch an. Kein besserer Erfolg.

„Sollte das unglückliche Kind vielleicht gar taubstumm sein?" meinte der Pater. „Fast möchte ich dieß aus seiner Wildheit schließen."

Dieser Ungewißheit machte der Papiermüller ein schnelles Ende, indem er hinter dem Rücken des Kobolds mit einem langen Holzspane schallend auf das Tischblatt schlug, was bei jenem ein schreckhaftes Zusammenfahren hervorrief.

„Seht ihr, daß der kleine Waldteufel hört?" rief Heilmann triumphirend. „Entweder ist er aus dem

Monde herabgefallen oder als Gnome aus der Erde emporgestiegen — vielleicht auch das Kind einer Nixe."

„Dieses Tuch und Hemde", entgegnete Gutenberg lächelnd, indem er auf des Kindes Kleidung deutete, „ist weder im Monde, noch im Wasser, noch unter der Erde, vielmehr auf derselben gewebt worden."

Indeß hatte der Pater sinnend dagestanden. „Ich glaube", hob er nach einer Pause an, „die Wahrheit gefunden zu haben. Vor drei Wochen war ein geistlicher Bruder aus Limon in Frankreich bei uns im Kloster. Dieser erzählte unter Anderm, daß man ein kleines, wildes Mädchen im Ardenner Walde eingefangen und in das Nonnenkloster zu Bessieres gebracht habe, um es daselbst von den Schwestern christlich erziehen zu lassen. Man hatte das arme, nur in eine Thierhaut gehüllte Geschöpf bekleidet und mit ordentlicher Nahrung versehen, dasselbe aber schon nach wenigen Tagen Mittel gefunden, seinem Gewahrsam wieder zu entwischen. Was weiter aus ihm geworden sei, wußte der Bruder nicht anzugeben. Sollte diese Unglückliche nicht eine und dieselbe mit jener Wilden sein, welche vielleicht in den ersten Jahren ihres Lebens von den Ihrigen sich verirrte und in jenen Wald gerieth, wo sie, mit Entbehrungen aller Art kämpfend, mühselig ihr elendes Dasein fristete? Dann wird uns auch ihr ganzer Seelenzustand erklärlich, der sich nur wenig von einem Thiere unterscheidet."

Nach und nach hatte sich die Stube mit Arbeitsleuten aus der Mühle gefüllt, welche ihr Tagewerk vollbracht hatten und nun auch gern den gefürchteten Kobold sehen wollten. Unter ihnen befanden sich auch Peter und Martin, welche der Pater mit den Worten zu der festgehaltenen

Patientin führte: „Sehet da, lieben Kinder, ein Wesen, das der Herr so gut wie euch nach seinem Ebenbilde geschaffen hat. Am Körper sieht es eben so, ja fast noch schöner aus als ihr; aber Eins geht ihm ab, wodurch es des göttlichen Ebenbildes wieder verlustig geworden ist — die Sprache! Sie ist der Schlüssel zur Seele, welcher die herrlichen, in uns schlummernden Kräfte aufschließt und zu Tage fördert — der Lichtfunke, der unser Herz für alles Gute erwärmt und begeistert.

Bemitleidet die Unglückliche, welche, ein Mensch geboren, zum Thiere herabgesunken ist. Ihr aber, freut euch der herrlichen Gabe der Sprache, die uns tausend Freuden bereitet, Gefahren von uns abwendet, in Noth uns tröstet und für den Himmel uns reifen läßt. Bittet aber Gott mit uns, daß er diesem armen Mädchen zu dem verlorenen Schatze wieder verhelfen möge."

Die Knaben betrachteten mit großer Theilnahme die kleine Wilde, die kaum zu bändigen war, und gingen dann, sich ihres Glückes und des für ihre Lumpen eingetauschten Papiers freuend, nach Hause zurück. Der Pater und Gutenberg aber verweilten noch länger in der Mühle bei dem Kobold, den Heilmann, auf der beiden Männer Fürbitte, bei sich behalten wollte.

Unterwegs theilten Peter und Martin die erhaltenen Papierbogen. Da diese eine ungleiche Zahl ausmachten, so trennte Peter einen Bogen dadurch in zwei Hälften, daß er den Bruch desselben einigemal durch die nassen Lippen zog, worauf jener sich leicht durchreißen ließ. Martin lachte heimlich bei diesem Verfahren seines Begleiters. „Am Ende", hob er an, „hat Meister Gutenberg doch wohl nicht unrecht, wenn er vorhin behauptete, daß wir die

todte, übelriechende Katze später noch mit Lust verzehren würden. Hast du nicht jetzt eben das Papier durch deinen Mund gezogen, ohne dich zu ekeln, da es doch aus recht ekelhaften Lumpen gefertigt worden ist?"

„Daran hab' ich wirklich nicht gedacht", versetzte Peter, schnell aussprudelnd, „sonst hätte ich es bleiben lassen."

„Ich glaube, es ist gut, wenn man nicht immer daran denkt oder es nicht weiß, woraus oft die Dinge entstehen, welche uns recht gut schmecken", sprach Martin und trennte sich dann von Peter, denn sie befanden sich bereits in Straßburg, wo ein jeder seine Straße ging.

Viertes Kapitel.

Sprache und Schrift.

Am andern Morgen wanderten mehre Kinder, lauter Knaben reifern Alters, der Domschule zu. Sie fanden deren Thüre noch fest verschlossen, daher sie sich auf die vor derselben befindlichen Steinbänke setzten.

„Es muß heute noch recht zeitig sein", hob Einer an, „und ich glaubte schon, ich würde zu spät kommen. Wir können weder die Domuhr, noch die Rathhausuhr schlagen hören, und weil es trübe ist, zeigt unsere Sonnenuhr am Hause die Stunde nicht an."

„Und wir haben nicht einmal eine Sonnenuhr in unsrer Nähe", sprach ein Zweiter, „daher wir nur nach Gedanken oder nach dem Stande der Sonne die Schulstunde

abmessen können. Es ist schon der Fall gewesen, daß ich drei Stunden zu zeitig von zu Hause weggegangen bin."

„Da habe ich es besser", rief ein Dritter, „wir können das Zifferblatt am Rathhause von unsrer Wohnung aus sehen."

„Und bist doch zu zeitig gekommen?" fragte ein Vierter. — „Mir wird die Zeit vor der Schule fast eben so lang als in der Schule, und nicht einfallen sollte es mir, eher hierher zu gehen, als es nöthig ist, wenn ich nur die rechte Zeit immer wüßte."

„Du bist ein fauler Gauch", versetzte ein Fünfter, „und schon dafür bekannt. Meine Mutter spricht fast alle Tage zu mir, wie ich froh sein müßte, daß ich ein Junge wäre, der da schreiben und lesen lernen könnte."

„Deswegen hat man auch nicht mehr in die Milch zu brocken!" rief der Gescholtene. „Mein Vater hat mir erzählt, wie sein ehemaliger Pfarrer auf dem Dorfe auch nicht hat lesen und sein Amt doch recht gut verwalten können. Ich ließe mir die Schule allenfalls noch gefallen, wenn Pater Melcher uns eben solche artige Geschichten erzählte, wie sonst der alte Pater Matthäus; zum Beispiel: von dem starken Simson, von dem langen Christoph, oder von dem heiligen Antonius, dem der Teufel beim Lesen das Wachslicht hat halten müssen. Aber das Lesen, Schreiben und Latein hab' ich längst dick und satt. Meine Mutter mag sagen, was sie will; ich werde nimmermehr ein Geistlicher oder Rechtsgelehrter und brauche darum mich nicht mit den todten Buchstaben herumzuplagen."

„Hättest du besser aufgemerkt, als der Herr Pater neulich erzählte," sagte ein Sechster, „so würdest du einsehen, daß das Lesen und Schreiben einem Jeden großen Nutzen

bringen kann. Hast du nicht den Pater von der Schlacht bei Moorgarten erzählen hören?"

„Schlacht? bei Moorgarten? wo ist das?" fragte der Schulfeind begierig. „Da hätt' ich mögen dabei sein und mit drein schlagen. Krieg ist mein Leben und drum möcht' ich auch am liebsten ein Kriegsmann werden."

„Auch ein solcher kann das Lesen und Schreiben brauchen," antwortete der Sechste, „wie eben die Schlacht bei Moorgarten lehrt. Da wollten nämlich vor etwa mehr als hundert Jahren die Oestreicher nicht leiden, daß die Schweizer ihre Milch und ihren Käse frei nach ihrem Belieben äßen, und gedachten, ihnen solches mit gewaffneter Hand zu wehren. Die Schweizer hingegen bestanden auf ihrem Kopfe und deshalb kam's zum Kriege. Die Oestreicher waren wohl zwölfmal stärker an Streitern als die Schweizer und meinten in ihrem Uebermuthe, das Schweizer Bauernvolk mit einemmale zu erdrücken. Sicher wäre dieß auch geschehen; denn die Schweizer wußten nicht einmal, durch welches Loch die Feinde in ihre Pfähle hereinbrechen würden. Da war aber zum Glücke für die Schweizer unter den Oestreichern ein Ritter, dem es gar nicht ehrenhaft dünkte, wenn sie unversehens, wie der Marder in den Hühnerstall schleicht, über die Käse-Esser herfielen und sie wehrlos schlachteten. Da er nun der Meinung war, daß sie die paar Schweizer ohnehin im Sacke hätten und diese ihnen selbst dann nicht entgehen könnten, auch wenn sie die Zeit und den Ort des Angriffes wüßten, so schrieb er flugs ein Brieflein, in welchen er Beides offenbarte, und warf es, an einen Stein gebunden, einem Häuflein Schweizer zu, die, des Ritters Leuten gegenüber, auf der Lauer standen. Da, wenn die Schweizerbauern nur erst lesen gekonnt

hätten! Endlich fand sich doch noch einer unter ihnen, der den Brief glücklich zusammenbuchstabirte. Und nun legten sie sich vor das im Briefe genannte Loch, welches eben der Moorgarten war, und empfingen die anrückenden Oestreicher mit einer Sündfluth von Felsstücken und schweren Baumklötzen, welche sie von einem hohen Berge auf die Feinde hinabwälzten, so daß diese mit langen blutigen Nasen, mit Schimpf und Spott wieder abziehen mußten. Hilft also das Lesen nichts? he?"

„Mein Vater, der stocktaub ist," hob ein Siebenter an, „würde sein Schreinerhandwerk fast gar nicht mehr betreiben können, wenn er nicht schreiben und lesen könnte. Aber so schreiben ihm die Leute auf ein Täflein, wie sie die Arbeit zu haben wünschen und mein Vater antwortet und handelt mit ihnen auf dieselbe Weise."

„Kennt ihr den armen Kittlin, den Holzmacher?" sprach ein Achter, „dieser könnte der reichste Mann in Straßburg sein, hätte er lesen gekonnt. Einstmal kommt ein Fuhrmann aus Venedig und bringt dem Kittlin einen Brief von der dortigen Obrigkeit mit. Darin wird ihm kund gethan, daß sein Bruder, den er längst für todt erachtet, als ein reicher Seidenhändler gestorben und ihm vor seinem Ende zum Erben eingesetzt habe. Daher solle er nach Venedig kommen, den nöthigen Ausweis als des Verstorbenen Bruder mitbringen und die Erbschaft erheben. Weil aber Kittlin nicht lesen kann, geht er mit dem Briefe zu seinem Hauswirth. Dieser liest ihn erst still durch und sagt dann dem Kittlin, daß sein Bruder in Venedig gestorben sei und ihm 20 Goldgulden vermacht habe, die er sich aber selbst dort holen müsse. Da nun Kittlin natürlich kein Reisegeld dazu hat, auch mehr als 20 Goldgulden dazu ge-

braucht haben würde, so kauft ihm der Spitzbube von Wirth das Recht der Erbschaft für 10 Goldgulden ab, reiset nach Venedig, nimmt die Erbschaft in Empfang und lacht sich in's Fäustchen. Auf dem Todtbette erst und als die ganze Erbschaft verthan war, bekannte der Wirth dem Kittlin seinen begangenen Schurkenstreich. Nun, fauler Bader, meinst du noch immer, daß nur Geistliche und Rechtsgelehrte lesen und schreiben zu lernen brauchten?"

Bader blieb die Antwort schuldig. In die Ferne blickend, hob er lachend an: „Seht, dort macht die taubstumme Käthe erst die Fensterladen auf. Sie muß gar nicht wissen, wie spät es schon ist."

„Ist sie denn schon wieder geheilt am Kopfe?" fragte ein Knabe. „Ein Wagen hatte sie ja überfahren, weil sie den Zuruf des Kutschers und der Leute nicht gehört hatte."

„Ein solcher Mensch sollte sich eigentlich gar nicht auf die Straße wagen", meinte ein Anderer, „wenigstens nicht allein."

„Seht nur", rief Bader, „wie sie mit den Armen ficht! Bald wirft sie dieselben gen Himmel, bald streckt sie alle zehn Finger nach uns aus. Das soll ihre Sprache sein, die aber der Kuckuk verstehen mag."

„Jetzt schreit sie gar", sagte ein Dritter, „wie abscheulich das klingt!"

„Und welche Grimassen sie mit dem Gesichte schneidet", fuhr ein Vierter fort. „Sie winkt uns, als wenn wir ihr im Wege wären und darum gehen sollten."

„Sie kann lange warten", sprach Bader verächtlich, „ehe ich ihretwegen einen Schritt" —

Hier nahm das ganze Gespräch ein eben so schnelles als unerwartetes Ende.

Ein langer Gegenstand fuhr mit Blitzesschnelligkeit vor der Domschüler Augen durch die Luft auf die Erde herab. Ein schallender, klirrender Schlag fiel auf das Straßenpflaster, dessen Steine in einem kleinen Umfange tief in die Erde gedrückt wurden. Es prasselte, wie wenn dürre Bäume geknickt würden — die Schüler stoben erschrocken auseinander — Bader aber lag leblos am Boden ausgestreckt.

Wer unter uns hätte wohl von dem Straßburger Münster noch nichts erzählen hören? Dieses Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Kunst, zu dessen Thurmkrone eine Himmelsleiter von 725 Stufen hinaufführt, war im Jahre 1015 gegründet, doch selbst nach 350 Jahren nicht ganz vollendet worden. Dem Jahre, in welchem diese Erzählung beginnt, war es aufbehalten, den Schlußstein — die Deckplatte des Thurmes — den hunderttausenden von Steinen hinzuzufügen, welche dem Baue das letzte Siegel der Vollendung aufdrücken sollte. Nach vollbrachtem Werke waren die Zimmerleute beschäftigt, das Balkengerüst, welches in schwindelnder Höhe des Thurmes Spitze umgab, wieder zu entfernen. Der erste anschauende Blick der taubstummen Käthe war beim Oeffnen der Fensterladen auf den, ihrer Wohnung gegenüber thronenden Münsterthurm gefallen. Da gewahrte sie, wie die Arbeiter oben eines Balkens sich zu bemächtigen suchten, welcher mit seiner Schwerkraft nach der Tiefe strebte und den Händen der Zimmerleute zu entschlüpfen drohte. Sie wollte die im Domhofe arglos sich besprechenden Schüler auf die Gefahr aufmerksam machen; doch daß ihre desfallsigen Be-

mühungen erfolglos blieben, haben wir bereits gelesen. Drei Worte nur aus der Jungfrau Munde wären hinreichend gewesen, das Unglück zu verhindern — aber auch diese hatte er nicht hatte bloß ein unverständliches Schreien!

Der halbtodte Bader war heimgetragen — die Schulthüre geöffnet worden — die Schüler saßen noch ganz betäubt von dem gehabten Schrecken, still auf ihren Bänken und warteten ihres Lehrers. In der ganzen Schule war kein Buch zu entdecken; nur Schiefertäflein hatten die jüngeren und einzelne Schreibehefte die älteren Schüler, in welchen sie lernend herumblätterten. Einige große, schwarze Tafeln auf Gestellen waren ganz mit deutschen und lateinischen Buchstaben der damaligen, so schwer zu lesenden Mönchsschrift beschrieben.

Nachdem der eingetretene Pater Melcher die Knaben, unter welchen auch Martin und Peter sich befanden, gegrüßt und das Morgengebet gesprochen hatte, redete er von den großen, mannichfachen Vorzügen der menschlichen Sprache und deren unberechenbaren Nutzen. Dabei gebrauchte er als Beispiele das Kind des Papiermüllers, welches gestern nur durch unverständliches Schreien das Vorhandensein der Stecknadel hatte zu erkennen geben können — das wilde Mädchen — die taubstumme Käthe.

„Der größte aller Vortheile aber," fuhr er im Laufe seiner Rede fort, „welcher uns durch die Sprache erwächst, ist, daß sie unser Führer zu Gott wird. Dasselbe gilt auch von der Schriftsprache. Würden wir nicht noch im Schatten und Finsterniß des Todes sitzen, hätten nicht Moses und die Propheten, Christus und seine Apostel gelehrt, und die heiligen Männer, getrieben von dem heiligen Geiste,

Staatl. Bibliothek
Regensburg

das gesprochene Wort auch geschrieben und so für die Nachwelt aufbewahrt? Es gibt zwar noch eine dritte Sprache, die Geberdensprache. Allein wie unzugänglich diese sei, habt ihr selbst heute ersehen und ich will es euch durch ein noch deutlicheres Beispiel jetzt beweisen. Ich besuchte vor zwei Jahren einen Jugendfreund von mir, welcher Abt in einem Kloster geworden war. Im Laufe unserer Unterhaltung erzählte er mir, daß zwei seiner Mönche die Geberdensprache so vollkommen inne hätten, daß sie, um sich gegenseitig zu verständigen, gar keine Worte zu sprechen brauchten. Auf meine Bitte veranlaßte er sie über Tische zu einem solchen stummen Gespräch, bei welchem wir aufmerksame Zuschauer waren. Der erste Mönch, Hilarius geheißen, begann die Geberdensprache, indem er einen Apfel mit der Hand erfaßte und solchen seinem gegenübersitzenden Ordensbruder zeigte. Dieser that ein Gleiches mit einer Weinflasche, worauf jener mit dem Finger auf sein rechtes Auge und der Andere auf beide zugleich deutete. Nun blies Hilarius die Backen auf und beschrieb mit der Rechten von seinem Munde an bis über den Leib hinweg einen weiten Halbkreis, welches Tristan auf die Weise beantwortete, daß er die Hände weit ausspreizte und wieder schloß, überdies auch den Mund wie zum Beißen öffnete. Endlich blinzelte Hilarius mit den Augen, was Tristan mit Ausspucken erwiderte. Damit war die Unterhaltung geschlossen und wir befragten nun jeden einzeln um deren Bedeutung.

„Ich sagte", erklärte Hilarius, „daß der Apfel die Speise des Weisen und Tristan antwortete, daß der Wein das Getränk eines solchen sei." Darauf gab ich ihm zu verstehen, wie das Auge der Seele Spiegel — und er,

daß zwei Augen darum besser als eines seien. Vieles Wissen dürfe uns nicht aufblähen — ich — und er, daß man den alten Adam durch strenge Kasteiungen austreiben müsse. Der Mensch habe den Blick in die Ferne zu richten — ich — und er: daß man darum alle Unreinigkeit aus sich herausfegen solle.

Ganz anders legte hierauf Tristan das gehaltene Gespräch aus. „Hilarius", erzählte er, „drohte mir einen Apfel an den Kopf zu werfen und ich antwortete ihm, daß ich ein Gleiches mit der Weinflasche thun würde. Dann wollte er mir ein Auge ausreißen und ich ihm dafür alle beide. Hierauf warf er mir meine dicken Wangen und meinen gesegneten Bauch vor, und ich, daß ihn der Geiz noch gar auffressen werde. Zuletzt sah er mich mit halb geschlossenen Augen verächtlich über die Achsel an und ich spuckte vor ihm, als einem elenden Prahler aus."

„Hieraus", schloß Melcher, „seht ihr, Kinder, welch' ein mißliches Ding es um die Geberdensprache sei."

Nachdem der Pater seinen Vortrag geendigt hatte, bekamen die größern Schüler dicke Hefte — Peter und Martin die Bußpsalmen — zum Abschreiben vorgelegt; andere declinirten und conjugirten lateinische Wörter her; die kleinern hingegen malten die auf der schwarzen Tafel vorgeschriebenen Buchstaben nach. Auch wurden Zahlen ausgesprochen und leichte Aufgaben ausgerechnet. Endlich fragte der Pater die Abcschützen: „Woher haben die 24 Buchstaben oder das Abc den Namen Alphabet?"

Die Gefragten aber zeigten ein schlechtes Gedächtniß, indem sie die Antwort schuldig blieben. Daher wiederholte jener seine Frage an die Abcschreiber, von welchen Peter anhob: „Der Name Alphabet schreibt sich von den

beiden ersten Buchstaben des Abc her, weil die Erfinder der Buchstabenschrift — die Phönizier — das A Aleph und das B Beth nannten."

„Warum gaben sie diesen beiden Buchstaben die oben genannten Namen und was ist deren Bedeutung?" examinirte der Pater weiter.

„Die Phönizier", antwortete Martin, „nahmen zu ihren Buchstaben solche Bilder von Dingen, welche leicht in die Sinne fielen und deren Namen sich in ihrer Sprache mit dem Laute anfingen, den sie durch den Buchstaben bezeichnen wollten. Für ihr A wählten sie zum Beispiel einen Ochsenkopf und nannten dasselbe Aleph, was auf phönizisch Ochse bedeutete. Das B hießen sie Beth, auf Deutsch: Haus, weil jener Buchstabe in seiner damaligen Form ein Haus vorstellte."

„Gut gemerkt!" lobte der Pater. „Noch jetzt zeigt unser A einige Aehnlichkeit von einem Ochsenkopfe, wenigstens durch die beiden Hörner oben; das B freilich gleicht auch nicht im mindesten mehr einem Hause unsrer Bauart. So ändert sich Alles in der Welt und macht dadurch oft seinen Ursprung vergessen."

Als die Glocke der Domuhr den Schluß der Schule verkündigt hatte, nahm der Pater seine Schriften zusammen, wobei er sorgfältig nachsah, ob seine Schüler dieselben durch Tinte oder andere Flecken beschmuzt hätten. „Denn", sagte er, „über diese zehn Bücher habe ich mehre Jahre geschrieben und möchte durch eure Unreinlichkeit nicht gern gezwungen werden, die saure Arbeit nochmals zu thun."

Indem die Knaben die Schulstube verließen, trat Meister Gutenberg in dieselbe.

„Herr Pater", sprach er nach dem Gruße, „ich komme

mit einer großen Bitte zu Euch. Könntet Ihr mir vielleicht auf einige Zeit ein Buch in deutscher Sprache leihen, das nicht zu umfänglich, doch für Jedermann absonderlich nützlich wäre? So viel ich weiß, steht die Dom-Liberei unter Eurer Aufsicht — ich sollte meinen, daß sich daselbst etwas davon vorfände. Ihr solltet es ohne Schaden ehrlich wieder bekommen."

„Es ist wahr", versetzte der Pater, „unsere Dom-Liberei ist eine der reichsten Büchersammlungen im deutschen Reiche. Sie zählt gegen 500 größere und kleinere Werke — an Werthe auf 40,000 Gulden. Da hält es wohl schwer, das nützlichste, für Jedermann passende Buch herauszufinden. Zwar wüßte ich ein solches, das diesem Zweck ganz entspricht und nicht genugmals abgeschrieben werden kann — aber es ist nichts für Euch — viel zu umfänglich — zu kostbar, als daß ich's Euren Händen anvertrauen dürfte. Es ist das Buch aller Bücher — das Brot des Lebens — die Bibel — und zwar in deutscher Uebersetzung, was eine große Seltenheit ist. So oft ich die wunderbare Erhaltung dieser heiligen Bücher bedenke, die vor Jahrtausenden geschrieben worden sind, fühle ich mich allemal gedrungen, den ganz besonders gnädigen Schutz des Höchsten zu preisen, welchen er seinem Worte hat angedeihen lassen. Die größten Denkmäler der Vorzeit, von festem Gestein erbaut, sind vernichtet — die heiligen Evangelisten und Apostel grausam getödtet — ihre Schriften hingegen, auf den vergänglichsten Stoff verzeichnet, erhalten worden! Wie oft mag die Urschrift des neuen Testaments in Gefahr gewesen sein, mit ihren Verfassern zugleich den Untergang zu erleiden! Auf welche Weise mag sie demselben in den Zeiten der Zerstörung Jerusa-

lems, des jüdischen Reiches und der blutigen Christenverfolgungen entgangen sein? Ha, ich sehe im Geiste die theuren, werthen Bücher, auf den bloßen Leib der ersten Gläubigen verborgen, mit ihnen in die Gefängnisse geschleppt, vor Erleidung des Märtyrertodes einem christlichen Bruder heimlich zugesteckt — vergraben — wieder hervorgeholt, mit großer Gier von den Feinden gesucht, um sie zu verbrennen — und doch gerettet! Dann aber war es die erste Sorge der Gläubigen, die nur einmal vorhandene Urschrift durch Abschreiben zu vervielfältigen und somit vor dem Untergange zu bewahren. Und gegenwärtig, wo die Bibel vielleicht in mehr als tausend und aber tausend Abschriften unter uns lebt, ist, Gott Lob, ihr Dasein nicht mehr gefährdet. Doch ich vergesse ganz die Absicht Eures Kommens. Folgt mir in die Liberei."

Der Pater und Gutenberg traten in das hohe, etwas dunkle Bücherzimmer, in welchem die großen, umfangreichen Schriftwerke in Fachgestellen aufbewahrt standen und lagen. Sie sahen keineswegs so zierlich wie unsre jetzigen, schön eingebundenen und beschnittenen Bücher aus, daher auch die Bibliothek eher einem Aktensaale ähnelte. Eine lange Tafel, welche die Mitte des Zimmers einnahm, und mit Papieren und aufgeschlagenen Schriften bedeckt war, diente den Abschreibern, welche auf diese Weise die Sammlung benutzten, zur Werkstatt. Des Mittagsessens wegen hatten jene bereits das Zimmer verlassen, ohne jedoch ihre angefangenen Arbeiten mitzunehmen. Beim Eintritte in das weite Gemach erblaßte Gutenberg — das Athmen ward ihm schwer, daher er sich einem Fenster näherte und durch einen geöffneten Fensterflügel frische Luft auf sich zuströmen ließ.

„Fehlt Euch etwas?“ fragte der Pater besorgt, welcher nicht gleich den Zustand Gutenbergs gewahrt, sondern unter den Schriften umhergesucht hatte.

Große, kalte Schweißtropfen auf dem bleichen Antlitze stammelte Gutenberg: „Verzeiht, ehrwürdiger Herr — mich befällt eine große Angst — eine Blutwallung sonder Zweifel — die mich zwingt, Eure Gesellschaft zu verlassen und das Freie aufzusuchen. Eurer Einsicht überlasse ich die Wahl des gewünschten Werkes — lebt wohl!“ Er wankte hinaus, das erloschene Auge mit einem Ausdrucke des Entsetzens den aufgespeicherten Handschriften noch einmal zukehrend.

„Was er nur haben mag?“ sprach der Pater zu sich selbst, „Ei! ei! wenn der gute Mann, wie wir, manchmal Jahre lang hier eingesperrt sitzen und abschreiben sollte: wie würde ihm dann erst zu Muthe sein!“

Fünftes Kapitel.

Johannes Gutenberg.

Mitternacht war bereits vorüber, da brannte noch ein Lämpchen in dem Fenster eines Häuschens, welches außerhalb Straßburg an dem Ufer der Ill und in der Nähe des großen Klosters Sanct Arbogast stand. Der glänzende Schein sendete seine feurigen Strahlen in die finstere Nacht hinein, wie der Abendstern oben vom gestirnten Himmel herab. Wer zu dem, von keinem Laden verschlossenen

Fenster des Erdgestocks getreten wäre, durch welches das Lämpchen flimmerte, würde den Meister Gutenberg darin an einem alten, großen Tische sitzend und in tiefe Gedanken versunken, erkannt haben. Vor ihm lagen kleine, bunt gemalte Blättchen — die damals schon wohlbekannten Spielkarten — ferner grobe Holzschnitte, auch ein Büchelchen, dessen Buchstaben gleich seitenweise in Holz geschnitten und dann abgedruckt worden waren.

„Wollte ich", sprach Gutenberg halblaut vor sich selbst, „auf dieselbe Art eine Bibel drucken, müßte ich einige Tausend Holztafeln ausschneiden — eine wahrhaft riesenmäßige Arbeit, die mehr als ein Menschenleben erforderte. Thue ich nicht ungleich besser, wenn ich jeden Buchstaben einzeln auf kleine Stückchen Holz schnitze, dieselben dann zusammensetze, daß sie eine Seite bilden, deren Buchstaben ich nach dem Drucke wieder auseinander nehmen und anderweit gebrauchen kann?"

Sein Antlitz erglänzte hier von einem hohen Entzücken und er gedachte eben aufzustehen, um unverzüglich an's Werk zu gehen, als die Thüre der angrenzenden Kammer sich aufthat und eine weiße Frauengestalt sichtbar wurde, welche niemand anders als Gutenbergs Ehefrau war.

„Nein, Johannes!" sprach sie zürnend, „das ist doch zu arg! die Nächte zu durchwachen und unnützerweise das Oel zu verbrennen! dann taugst du den Tag über nichts und anstatt Spiegel und Steine zu schleifen, in Erz zu graben und somit das nöthige Brot zu verdienen, sitzest du schlaftrunken an deinem Werktische und nickest, daß deine Nasenspitze schier die theure Spiegelplatte zerschlägt. Es ist ja wahre Sünde, die Nacht zum Tage zu machen, wo das theure Oel verbrannt wird, indeß alle Tage die

Sonne umsonst durch unsere Fenster scheint. Auf, Mann, begib dich zur Ruhe!"

„Wenn du wüßtest, liebes Ennel", versetzte Gutenberg freundlich, „welch' ein hohes Ding so eben in meinem Kopfe zur Reife gediehen ist, du würdest ganz anders sprechen."

„Ich spreche, du bist ein Narr!" fiel Ennel hitzig ein, „nur ein solcher vertreibt sich des Nachts, und allein, die Zeit mit Spielkarten und läppischen Bildern, wie du."

„Du thust mir weh, Ennel, mit deinem vorschnellen Urtheile", antwortete Gutenberg betrübt, „kein Spiel und bloßer Zeitvertreib — die ernsteste, wichtigste Sache von der Welt läßt mich noch wach sein. Sieh, liebe Frau, ich habe eine gar große Schuld abzutragen gegen die Menschen, die mich Jahre lang schon bekümmert hat. Jetzt glaube und hoffe ich, daß die Zeit ganz nahe ist, wo ich mit Zinsen zurückzahlen kann, was ich verschuldet.

„Bezahle lieber erst den Bäcker, den Metzger, den Schneider und Schuster", rief Ennel, „welche mich auf öffentlicher Straße um unsrer Schulden willen anschreien. Schämen möchte ich mich, einen Schritt nur aus dem Hause zu setzen."

„Auch sie sollen ihr Geld bekommen", sprach Gutenberg, „und unsre ganze Haushaltung durch meine Erfindung in den höchsten Flor versetzt werden. Eine Haube von Goldbrocat, die feinsten Halskrausen und Spitzen, güldene Ketten und Armspangen, Schnabelschuhe mit Glöckchen, eine silberbeschlagene Geldtasche — was dein Herz nur wünschet — sollst du haben."

„Ho! ho!" lachte Ennel bitter, „den Wind hast du umsonst, denkst du. Aber mir ist der Sperling in der

Hand lieber, als die Taube auf dem Dache. Ich will dir Alles, was du mir jetzt verheißen, von der goldbrocatnen Haube an bis zur silberbeschlagenen Geldtasche, erlassen, wenn du mir gelobtest, fortan den Tag über deiner Arbeit zu warten, die uns, wenn schon nicht reichlich, doch ehrlich nährt. Folgst du mir aber nicht, so magst du zusehen, woher du Essen für dich und Oel für deine Nachtlampe bekommst. Von mir erwarte dann keins von beiden."

„Frau!" sagte Gutenberg, den starren Blick in die nächtliche Dunkelheit draußen richtend, „ich versichere dir, das bescheidene Flämmchen dieser Lampe wird einst zur strahlenden Sonne werden, welche die ganze Erde nicht bloß erleuchtet, sondern auch erwärmt. Wir werden vergehen — jenes Licht nicht. Die Weisheit wird wohlfeil werden auf Erden und was der Weise jetzt nur durch ein Leben voll Anstrengung und Mühen erlernt, das wird einst das Kind mit Leichtigkeit in der Schule erlernen."

„Aus ist das Licht und die Weisheit dazu", höhnte Ennel, indem sie die Lampe ausblies und in die Kammer zurückging.

Gutenberg aber saß noch eine Weile im Finstern. Unmöglich konnte er sein von tausend Empfindungen wogendes Herz schon unter der Decke seines Lagers zu verbergen gehen. Obgleich von Nacht umringt, sah sein Auge wunderbare Bilder; obgleich von seiner Gattin verspottet, schlug seine Brust doch unter seligem Entzücken.

„Glaubt mir, Andreas Heilmann," sprach nach einigen Tagen Gutenberg zum Papiermüller, den er aus der

Stadt nach Hause begleitete, „ich würde mein Geheimniß sicher für mich allein behalten und den Nutzen davon ziehen, wenn ich im Stande wäre, ohne fremde Beihülfe die ganze Sache auszuführen. Früher habe ich das Geld wenig geachtet; aber jetzt sehe ich ein, wie ohne dasselbe die herrlichsten Erfindungen unbenutzt bleiben müssen. Ich brauche Geld zur Anschaffung der nöthigen Hülfsmittel — Geld für meine murrende Frau — Geld zu ihrem und meinem Unterhalte, bis mein Unternehmen seinen Gewinn trägt. Derselbe wird aber auch unberechenbar groß sein. Bedenket selbst, welche ungeheuren Summen alljährlich nur in Deutschland den Klöstern durch das Abschreiben der Bücher zufließen! Was aber die Mönche eines Klosters in einem ganzen Jahre, würde ein Mensch durch meine Erfindung in einer Woche zu Stande bringen. Mit der Leichtigkeit, das geschriebene Wort tausendmal zu vervielfältigen, wird aber auch die Lust über die Menschen kommen, der neuen Bücher immer mehr zu schreiben. Dann werden wir hören, wie es in fernen Landen zugeht, welche neue Erfindungen gemacht, welche Erfahrungen gesammelt, auf welche Weise Wissenschaften und Künste mit Erfolg getrieben werden können. Die Weisheit der Menschen wird nicht mehr mit ihnen zu Grabe gehen, sondern bis in die spätesten Zeiten erhalten werden. Absonderlich jedoch muß meine Kunst die Eurige auf den höchsten Gipfel bringen. Ihr werdet nicht genug Papier schaffen können und Eure Mühle zehnfach vergrößern müssen."

„Das ist alles recht schön gesagt," versetzte Heilmann, „womit bürgt Ihr mir aber für das Gelingen Eures Unternehmens, dessen Geheimniß Ihr für Euch behalten wollt?"

„Ich verbürge mich," sprach Gutenberg, „mit meinem Worte als ehrlicher Mann und auch durch die That, vor-

ausgesetzt, daß Ihr mir vor der Hand nur eine kleine Geldsumme vorschießet, damit ich mich meinem Unternehmen eine kleine Zeit alleinig widmen könne. Dann solltet Ihr binnen Kurzem sehen, was meine Kunst leistet."

Der wohlhabende Papiermüller verstand sich endlich doch dazu, eine kleine Summe zu wagen und Gutenberg begann darauf mit rastlosem Eifer seine Arbeit. Er sägte aus hartem Holze einige tausend Klötzchen, die schmal und einige Zoll lang waren. In das eine Ende schnitzte er dann einen Buchstaben erhaben aus und das andere durchborte er, damit er einen Bindfaden durchziehen könnte. Nachdem er sich auf diese Weise einen ziemlichen Vorrath der 24 Buchstaben des Alphabets verschafft hatte, setzte er ganze Wörter zusammen und reihte sie zeilenweise an einen Faden, bis sie eine Buchseite bildeten, worauf er dieselbe mittelst Eisendrahts umschnürte und dadurch vor dem Auseinandergehen bewahrte. Nun bestrich er die hölzernen Buchstaben mit Tinte und drückte die aus den einzelnen Buchstaben zusammengesetzte Platte auf Papier ab.

Lieber Leser, kannst du dich wohl an die Stelle Gutenbergs jetzt denken, mit welchen Gefühlen derselbe die Platte von dem Papier aufheben und wie er den Blick erwartungsvoll auf den ersten Probedruck seiner Erfindung richten mochte? Stelle dir den schlichten, unbekannten Mann vor, wie er jetzt unter ahnungsvollen, beseligenden Schauern an die Pforte einer neuen Welt voll Licht klopft, deren ganzen Umfang er nicht einmal begreift. Mit freudezitternder Hand erfaßt er das bedruckte Papier, um es näher zum überfließenden Auge zu bringen, vor welchem die Schriftzüge in einander laufen, weil die Thräne des Entzückens herab läuft. Ueber seine Erwartung war der erste Probe-

druck ausgefallen, er — obschon roh und ungezimmert — der erste Kahn, womit das unermeßliche Meer des Wissens befahren werden konnte. Als der Compaß noch nicht erfunden war, durfte sich kein Schiff in's weite Meer wagen, konnte bloß längs der Küste hinsteuern, wo es oftmals scheiterte oder wenigstens in schneckenähnlicher Langsamkeit seinen Lauf vollbrachte. Ebenso ist das Verhältniß der Schreibekunst zu der Buchdruckerkunst, welche letztere mit Recht der Compaß der geistigen Schifffahrt genannt werden kann.

Noch immer steht Gutenberg über seinen Probedrucke, alles Andere vergessend. Es war das Vaterunser, womit er den Anfang des Druckes gemacht hatte. Vielemal schon hatten seine Lippen die ersten Worte des Gebetes wiederholt, ohne an etwas Anderes zu denken als an seine Erfindung. Jetzt aber kommt ihm die klare Besinnung zurück und mit Inbrunst wendet sich seine dankerfüllte Seele zu dem Vater alles Lichtes, von welchem auch dieses Licht gekommen war, das die Menschen erleuchten sollte wie kein anderes irdisches Werk. Er fiel auf seine Kniee, mit beiden Händen das Blatt Papier haltend, von welchem er das Vaterunser abliest und zu gleicher Zeit herbetet. Ach, er freut sich seiner Erfindung nicht um irdischen Gewinnes willen — zum Ablaßbriefe wird ihm der erste Probedruck, der ihn von einer großen Schuld losspricht, die er einst begangen. Mag auch seine Frau ihn einen Träumer und Thoren schelten, er hört, er achtet es nicht. „Ennel!" ruft er, die Widerstrebende in seine Arme schließend, „die Haube von Goldbrocat ist da und alles Uebrige dazu!"

„Wenn ich nur erst Leinwand zu einer Nachthaube für mich sähe," versetzte jene schmollend, „aber der Flachs dazu

soll erst noch wachsen, wie das Gold zum Brocat für mich gefunden werden.

Dennoch war Gutenberg glücklich.

Und nun sieht sich Johannes auch in den Stand gesetzt, sein, dem Papiermüller verpfändetes Wort zu lösen. Er ladet in dieser Absicht Heilmann ein, eine Probe der wunderbaren Kunst geschehen zu sehen. Dieser, seinen Augen nicht allein trauend, bringt noch zwei wohlhabende Bürger von Straßburg mit, deren Namen: Andreas Dritzehn und Johannes Riffe, die Geschichte uns bewahrt hat. Ohne diesen drei Männern das Geheimniß seiner Erfindung und das Verfahren dabei zu entdecken, überzeugte er sie doch, daß er im Stande sei, eine Menge Schriftseiten in einer kurzen Zeit zu fertigen, was mehren geübten Schreibern zusammen unmöglich gewesen wäre.

Denselben Tag noch wurde zwischen den drei genannten Männern und Gutenberg eine schriftliche Uebereinkunft abgeschlossen, laut welcher Letztrer sich verbindlich machte, jenen alle seine geheimen und wunderbaren Künste zu lehren und zu ihrem gemeinschaftlichen Nutzen anzuwenden. Dagegen wollten die drei Männer das zum Unternehmen nöthige Geld vorschießen. Auf den ersten Anblick erscheint der Gedanke: einzelne Buchstaben zu bilden und zu einem Ganzen zusammenzusetzen, um sie dann abzudrucken, so leicht und natürlich, daß man sich geneigt fühlt, die Erfindung Gutenbergs weniger hoch anzuschlagen, als sie es verdient. Allein dieß hat die Erfindung der Buchdruckerkunst mit andern Erfindungen und Endeckungen gemein, wie z. B. die Entdeckung von Amerika beweist, wo der Neid auch das Verdienst des großen Columbus unter dem Vorwande herabsetzen wollte, daß das

Unternehmen ein ganz leichtes gewesen sei, und der berühmte Mann seine Ehre durch das Gleichniß: ein Ei auf seine Spitze zu stellen, sich bewahren mußte. Der Anfang zur berühmten schwarzen Kunst war gemacht; aber noch lag dieselbe als ein kleines, hülfloses Kind in der Wiege und gar viel mußte noch gethan werden, um dasselbe zum großen, selbstständigen Manne heranzubilden. Dieß erkannte Gutenberg nur zu wohl.

Von der Gewalt des Hammerschlages auf das Bretstück, welches Gutenberg beim Drucken auf die zusammengeschnitten Buchstaben legte, zersprangen wiederholt mehre Buchstaben, indem das dazu verwendete Holz manche schadhafte Stellen hatte. Auch zog sich die aufgetragne Tinte zu schnell in die Poren des Holzes hinein und zerstörte auf die Dauer durch ihre ätzende Schärfe die feine Schnitzarbeit. Diese beiden Uebelstände brachten Gutenberg auf den Gedanken, die Buchstaben oder Lettern aus Blei zu fertigen. Da aber auch dieses weiche Metall unter der jähen Gewalt des Hammerschlags litt und der um die Lettern gewundne Eisendraht nachgab, wodurch die Ränder der Druckseite aus ihrer richtigen Stellung gedrängt wurden, so fiel Gutenbergs unabläſſiger forschender Geist darauf, sich einer Presse zu bedienen, welche die zusammengesetzten Lettern an allen Seiten dicht einschlösse und durch die Anwendung einer Schraube einen allmähligen und zugleich nachhaltigen Druck hervorbrächte. Die Erfindung dieser Buchdruckerpresse, welche der Drechsler Conrad Sahsbach in der Krämergasse zu Straßburg nach Gutenbergs Angabe zuerst fertigte, ist der zweite Hauptpfeiler, auf welchem das Gebäude der Buchdruckerkunst errichtet wurde,

und gebührt die Ehre derselben gleichfalls dem darum unsterblichen Gutenberg.

Derselbe hatte über der Buchdruckerkunst und deren Ausbildung alles Andere, selbst das wilde Kind, den vermeinten Kobold, rein vergessen.

Sechstes Kapitel.

Peter und Martin.

Wiederum pilgerten Peter und Martin nach der Papiermühle. Doch dießmal ohne Lumpen und aus keiner andern Absicht, als um etwas von dem wilden Mädchen zu erfahren. Seit dessen Gefangennehmung waren etwa vier Wochen verstrichen. Die beiden Knaben waren zwar seitdem schon einmal in der Papiermühle gewesen, von dem Müller aber so kaltsinnig aufgenommen und behandelt worden, daß sie gar nicht gewagt hatten, nach der Wilden zu fragen, welche sie auch vergeblich mit ihren Blicken suchten. Jetzt hatte sich nun in der Stadt ein Gerücht über das fremde Kind verbreitet, welches dem Papiermüller eben nicht zum Ruhme gereichte und die Knaben bewog, noch einmal ihr Heil zu versuchen, um hinter die Wahrheit zu kommen. Verstohlen umschlichen sie die Mühlgebäude — kein Mensch zeigte sich. Sie traten furchtsam in den weiten Hof, der gleichfalls wie ausgestorben lag. Hätte es nicht in der Mühle geklappert und gepocht, würden sie dieselbe für verlassen erachtet haben. Die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Himmel herab, so daß Peter und Martin sich in dem Schatten der verschiedenen Wirth=

schaftsgebäude aufhielten und endlich ein Spielplätzchen aufsuchten, um die Annäherung irgend eines Menschen zu erwarten, der gefällig genug sein würde, ihre Neugierde zu stillen. Eine kleine Weile hatten sie stumm neben einander gesessen, als Martin das Haupt nach dem niedern Stalle umdrehte, gegen dessen Seitenwand sie ihren Rücken gelehnt hielten.

„Was mag nur in dem Schweinestalle hier stecken?“ fragte er seinen Gesellschafter. „Es trappelt wie toll drin herum — Schweine können das nicht sein — auch ist das Trogloch bis über die Hälfte mit Bretern vernagelt. Horch! hörst du nichts? War mir's doch nicht anders, als schluchzte jemand in dem Dinge da.“

Martin, bis zum Platzen neugierig, stand auf, legte sich mit dem Leibe platt auf die Erde und rückte sein Gesicht zu dem niedrig angebrachten Luftloche des Stalles hin.

„Nimm dich in Acht“, warnte Peter, „wenn das Thier drin dich in's Gesicht kratzt oder in die Nase beißt.“

Martin beachtete diese Rede nicht, sondern drückte sein Antlitz nur desto fester an das Luftloch.

„Siehst du etwas?“ fragte nun Peter neugierig.

„Ich kann noch nichts erkennen“, entgegnete Martin, „es ist zu finster in dem Stalle, man muß das Auge erst an die Dunkelheit darin gewöhnen.“ Wiederum schaute er mit Anstrengung hinein.

„Bau!“ rief es plötzlich aus dem Stalle.

„Das ist ein Vogel!“ sprach Peter, „am Ende ein Pfau, weil er „„vau““ schreit.“

„Nein!“ rief Martin hitzig, „jetzt erkenne ich's! Dort hinten, ganz im Winkel sitzt es, — ja gewiß, das wilde

Kind ist es! Wie mit glühenden Katzenaugen glotzt es mich an."

„Das wäre aber doch ganz schändlich von dem Papiermüller", versetzte Peter, „wenn er das arme Mädchen in den Schweinestall einsperrte. Wer weiß, ob du recht siehst."

„Ueberzeuge dich selbst", sagte Martin, indem er das Luftloch frei gab, — „sie sitzt aber auch ganz betrübt in ihrem Winkel, als hätten ihr die Hühner das Brot weggefressen."

Jetzt nahm Peter Martin's Platz am Guckloche ein. „Ich kann mir's gar nicht denken", sprach er dabei, „vorhin noch rasaunte es wie ein Kobold in dem Stalle herum und jetzt" —

Er sprach die Endworte in das Loch hinein, wodurch sie unverständlich wurden. „Du, wahrhaftig sie ist's!" sagte er nach einer Pause, zu Martin gewendet, „der arme Kobold, er dauert mich ordentlich! Sieh nur, er hat weder ein ordentliches Lager, noch ein Freß- oder Saufnäpfel in dem Stalle stehen."

„Wie wäre es denn, Peter", meinte Martin, „wenn wir den Riegel da von der Thüre wegschöben und das Mädel ein Bischen frische Luft schnappen ließen? Ich würde närrisch, müßte ich nur einen Tag in dem stinkigen Schweinestalle stecken."

„Das versuche ja nicht", antwortete Peter, „sie könnte wieder ihren Raptus bekommen wie damals, als wir sie in der Mühle herumhetzten. Solche wilde Menschen haben auch ihre wilden Stunden und leicht könnten wir eine solche treffen und dann möchte ich nicht hinsehen, was daraus entstünde."

„Laß mich nun wieder hineinschauen", sprach Martin drängend, „vielleicht fällt mir ein andrer guter Gedanke bei." Aufmerksam blickte er in den Stall. „Wie ein Häufchen Unglück kauert sie in ihrem Winkel", fuhr er fort, „ganz erbärmlich thut sie — hörst du, wie sie schluchzt und „„vau, vau"" schreit? Das muß doch die Wildensprache sein. Nun, sie klingt doch ein wenig besser, als das „„Muh und Mäh"" der Ochsen und Schöpse. Bist du hungrig oder durstig?" fragte er darauf durch das Loch hinein.

„Wie kannst du nur so einfältig fragen!" versetzte Peter, „weißt du nicht mehr, daß die Wilde nichts von unsrer Sprache versteht und auch nicht antworten kann?"

„Sie kann's ja in den vier Wochen gelernt haben", entgegnete Martin. „Meine kleine Schwester lernte gar schnell „„papp, papp"" und „„ninne, ninne"" sagen, wenn sie essen oder trinken wollte."

„Du hörst aber doch", wendete Peter ein, „daß das wilde Mädel bei ihrem „„vau, vau"" bleibt."

„Nun, so will ich's mit der Mönchs- oder Geberdensprache versuchen", sagte Martin. „Ich muß noch ein Stück Weißbrot bei mir haben." Er suchte in seinen Taschen herum und brachte auch wirklich einen Brotüberrest zum Vorschein, den er mit ausgestrecktem Arme in das Guckloch hineinhielt. „Hei! hei!" lachte er, „sie hat mich verstanden! das Brot ist weg aus meiner Hand!" Hurtig brachte er nun wieder sein Gesicht an die Stelle seiner Hand zum Luftloche. „Sie läßt sich's gutschmecken, haut tapfer in mein Brot hinein", sprach er freudig. „Doch, wie erbärmlich das Mädel aussieht, wie eine baarfüßige Wassersuppe, kein Bischen Roth mehr auf den Wangen,

die ganz eingefallen sind. Der gottlose Papiermüller! Am Ende hat er sie gar nur mit Papierbräue gefüttert."

„Nun laß mich hin", bat Peter, „ich habe in meiner Tasche auch ein paar Worte von der Mönchssprache gefunden", triumphirend zeigte er einige Sommerbirnen vor. „Ob sie diese wohl auch verstehen wird?"

Ei wohl, noch schneller als das Brotstück wurden die Birnen aus der Hand genommen und zu Peter's Freude von der Wilden verschlungen.

„Die Sache geht ja über Erwarten gut von Statten", sprach Martin, „vielleicht versteht sie auch die dritte Redensart der Geberdensprache." Er nahm seine Filzmütze vom Kopfe. Dieselbe umwendend, daß die innere Seite die äußere einer Art Schüssel bildete, fuhr er fort: „wenn meine Mütze mir gar oft als Wasserkrug gedient hat, wird auch eine Wilde sich nicht davor ekeln." Er ging zum nahen Röhrbrunnen, von welchem er mit wassergefüllter Mütze zurückkehrte, die er in den Schweinestall hineinschob. Martin schmeckte im Geiste den frischen Labetrunk mit, als er die Wilde in gierigen Zügen trinken hörte. „Gelt', das hat geschmeckt?" fragte er zufrieden, „nun gib mir aber auch die Mütze wieder, mein Aeffchen."

Da diese Worte nicht zur Geberdensprache gehörten, wurden sie auch nicht von der Wilden verstanden und darum blieb auch die Mütze in ihrer Hand.

„Die Mütze, mein Täubchen!" bat Martin etwas ängstlicher und suchte sich durch eine Geberde verständlicher zu machen, indem er die Finger seiner Rechten bittend öffnete und wieder schloß.

„Undankbare Kröte!" schimpfte er böse, als der Wink unbefolgt blieb, „dir will ich einen Quark wieder

schenken. Wirst du gleich die Mütze hergeben, boshafter Kobold?"

Kein Erfolg.

„Sie wird doch", wendete er sich verlegen zu Peter, „meine Filzmütze nicht etwa für eine Apfel- oder Citronenschale ansehen, und auffressen? Rathe mir doch, wie ich sie wieder bekommen kann."

„Du mußt es dem Papiermüller melden", rieth Peter.

„Nimmermehr!" versetzte Martin entschlossen, „lieber die Mütze eingebüßt als den harten Mann deshalb angegangen. Ich glaube, er wäre im Stande, mich zur Wilden in den Schweinestall einzusperren." Abermals steckte er darauf den rechten Arm in das Loch nach seiner Mütze aus. „Heiliger Arbogast!" rief er heftig erschrocken, „Peter! sie hat meine Hand gepackt!"

Er zerrte aus Leibeskräften, um frei zu werden. „Stehe mir bei, lieber Peter!" flehte er in großer Angst. Dieser zog, was er konnte.

„Du reißest mir eher den Arm aus", klagte er, „als daß der wilde Teufel losläßt. Die hat mehr Kräfte, als wir beide zusammen." Bald gab er der Wilden gute Worte, bald drohte er ihr. Alles umsonst!

„Jetzt packt sie gar meine Finger mit den Zähnen!" rief er weinerlich. „Glaubt sie vielleicht, daß mein Arm eine Reh- oder Hammelkeule sei? Dann bin ich verloren. O weh! sie beißt wirklich schon zu."

Vielleicht war es nicht so schlimm, als Martin vorgab. Allein er wußte seinem Antlitze einen so unverkennbaren Ausdruck von Schmerzgefühl zu geben, daß Peter, von der Noth seines Freundes tief ergriffen, aller andern Rücksichten

4*

vergaß und durch einen Ruck mit der Hand den Riegel von der Stallthüre zurückschob.

Schnell wie ein Zauberschlag half dieses Mittel. Kaum daß die Stallthüre nur eine ganz kleine Oeffnung zeigte, wurde Martins Hand frei und — hurr! stürmte im nächsten Augenblicke das wilde Kind aus dem Stalle, riß den verdutzten Peter um, daß er über den eben sich aufraffenden Martin hinfiel, und entrann mit der Eile des Windes. Die Begierde nach Freiheit war so heftig bei der Wilden, daß sie sich nicht Zeit nahm, ihre Flucht durch das offenstehende Hofthor zu bewerkstelligen, sondern gleich der nächst gelegenen Mauer zusprang, an welcher sie mit der Behendigkeit einer Katze emporkletterte.

Von seiner in Gefahr gewesenen Hand, die weder Blutspuren, noch Eindrücke von den Zähnen der Wilden sehen ließ, blickte der auf seine Füße gelangte Martin dem Mädchen nach, welches eben von der Mauer in's Freie hinabsprang.

„Da kommt sie aus dem Regen in die Traufe", sprach er schadenfroh, „gleich an der Mauer ist der tiefe Mühlteich, welcher ihr schon das Weiterlaufen verwehren wird."

Doch schon hörte man einen lauten Klatsch in's Wasser fallen; stark bellend rannte ein Hofhund der entflohenen Wilden nach, und die Knaben hielten es nun auch für rathsamer, den Hof zu verlassen, um nicht etwa des Flüchtlings wegen zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Neugierde, zu sehen, was aus jenem wohl werden würde, mochte auch ihren Antheil an diesem Entschlusse haben.

Als sie in dieser Absicht den Bereich der Mühle mit dem Rücken ansahen und ihre eiligen Schritte nach dem Teiche hinlenkten, erblickten sie mit großer Verwunderung

den Kopf des wilden Mädchens aus der Mitte des Wassers hervorragen. Sie schwamm trotz einer Ente und hatte das andere Ufer eher erreicht, als der ihr nachsetzende Hund. Indem sie aus dem Teiche herausstieg, glich sie völlig einer Nixe. Das Wasser rann in Strömen von ihr herab und das genäßte Kleid erschwerte nicht wenig ihre weitere Flucht. Sie schüttelte sich heftig und gedachte eben den untern Theil ihrer wollenen Kutte auszuwinden, als der sich auf sie losstürzende Hund sie daran verhinderte. Er war nicht von der kleinsten Art; dennoch zappelte er schon in der nächsten Minute unter den Händen des wilden Kindes, welche seinen Hals erdrosselnd umschlangen und ihn völlig wehrlos machten. Fast dem Ersticken nahe, wurde er von der Wilden in den Teich geschleudert, aus welchem er später heulend und mit eingezogenem Schwanze seinen eiligen Rückzug nach der Mühle antrat.

Bei dem Anblicke dieser kühnen That verging den beiden Knaben die Lust, irgend einen gewaltigen Versuch zur Wiedererlangung des Mädchens zu unternehmen. Mit einem Gemisch von Schreck und Erstaunen sahen sie ihr nach, als sie sich jetzt unter dem Dickicht des nahen Waldes verlor. Dann traten sie, noch ganz betroffen von dem Erlebten, ihren Heimweg an, gelobten sich aber gegenseitig Stillschweigen über ihren Antheil, den sie daran hatten.

Siebentes Kapitel.

Vorwürfe.

„Guten Tag, Frau Gutenberg", sprach Heilmann, der Papiermüller, zu Gutenbergs Gattin in's Haus tretend,

und wischte sich die großen Schweißtropfen aus dem Vollmondsgesichte, „ich bringe wieder eine Ladung Papier. Ist der Meister daheim?“

„Nein!“ versetzte jene kurz ab.

„Nicht?“ fragte Heilmann, die Stirne kraus ziehend, „ei, ei, ich hätte geglaubt, er würde recht fleißig darauf losdrucken, damit wir bald wieder zu unserer Auslage kämen. Wo steckt er nur?“

„Da fragt Ihr mich zu viel“, versetzte Ennel spitz, „fremde Leute wissen mehr von meinem Manne als ich, seine Ehefrau. Ist mir doch, als habe ich gar keinen Mann mehr, mag er nun daheim sein oder nicht. Zum Tollhäusler wird er noch werden. Rede ich auf ihn, so sieht er mich starr an und frage ich ihn dann, ob er mich verstanden habe, so antwortet er stockfremdes Zeug darauf. Stundenlang kann er in tiefen Gedanken auf einem Flecke sitzen und sogar des Nachts gönnt er sich keine Ruhe. Uebersinnen wird er sich noch. Ich wollte, ich dürfte den ganzen Drucker-Kram aus dem Fenster werfen. Es wird doch im ganzen Leben nichts Gescheidtes daraus und rein weggeworfen ist das Geld.“

„Meint Ihr wirklich?“ rief Heilmann bleich werdend. „He, Gotthelf!“ rief er hinaus auf die Straße, „lade den Esel noch nicht ab. Vielleicht nehmen wir die Papier-Ballen wieder mit heim. Aber, Frau Gutenberg“, fuhr er, zu dieser gewendet, fort, „wenn Ihr wahr sprechet, so sind wir ja — ich, Gevatter Dritzehn und Vetter Riffe die schmählich Angeführten! Dann hat Euer Mann durch seine erlogenen Vorspiegelungen uns das Geld aus dem Säckel gestohlen!“

„Wer hat's Euch geheißen?“ entgegnete Ennel höh-

nisch, „seid Ihr nicht drei erfahrene Männer? Aber Ihr dachtet gewiß, aus dem Lumpenpapiere Silber zaubern zu können. Wenn Ihr nur nicht Euer gutes Geld dem Bösen nachgeworfen habt!"

Jetzt schwitzte Heilmann nicht bloß vor Hitze, sondern auch aus Angst.

Da kam Gutenberg zurück, der von dem Papiermüller sofort in ein scharfes Verhör genommen wurde.

„Meister", hob er mit verhaltenem Grimme an, „wann endlich kommt wohl die Zeit, wo durch den Erlös aus den gedruckten und noch zu druckenden Büchern nicht nur unsere Geldzubuße, sondern auch der verheißene reiche Gewinn erzielt wird? Ich frage dieß nicht bloß für meine Person und meinen Antheil, sondern zugleich im Namen der beiden andern Theilnehmer."

Gutenbergs scharfem Blicke entging der aufgeregte Gemüthszustand des Papiermüllers nicht, welcher merklich an allen Gliedern zitterte, dessen Augen stechend auf ihm ruhten. Er warf erst einen trüben Blick voll Trauer auf sein Eheweib, das sich zum Weggange anschickte, bevor er gelassen erwiderte:

„Ehe ich Euch antworte, erlaubt mir auch eine Frage. Warum schneidet Ihr nicht Euren Flachs, da er doch jetzt gerade so hoch im Preise steht? Wartet Ihr bis zur Aerndte, so gilt er, ich versichere Euch, weit weniger."

Heilmann sah den Meister mit großen Augen an. Schon fürchtete er, daß Ennels Prophezeihung eintreffe und Gutenberg sich übersonnen habe. Ziemlich verdutzt entgegnete er: „Was fällt Euch bei, Meister! der Flachs ist ja noch nicht reif und wollte ich ihn jetzt schneiden

lassen, schadete ich mir weit mehr, als wenn er selbst im Preise wieder herunter gehen sollte."

„Damit habt Ihr auch meine Antwort auf Eure vorige Frage ausgesprochen", antwortete Gutenberg. „Bei jeder Saat muß erst ihre Reife abgewartet werden, bevor man die gehofften Früchte einärndten kann. Also ist es auch mit der Buchdruckerkunst, die, unlängst erst geboren, zum Mann heranwachsen muß, soll sie ihre volle Kraft äußern."

„Habt ihr nicht der Wochen viele schon probirt?" rief Heilmann hitzig. „Sollen wir ruhig zusehen, wenn unser Geld gefährdet ist? Warum druckt Ihr nicht tapfer drauf los, wie sich's gebührt? Womit vermögt Ihr Euch auszureden?"

„Warum habt Ihr," versetzte Gutenberg, „mehr Geduld mit dem Flachse als mit meiner Kunst, die ungleich später in's Leben gerufen ist, als jener auf dem Felde steht? Erwartet Ihr von einem gepflanzten Bäumchen gleich in dem ersten Jahre Früchte? Wolltet Ihr Euch von dem schlichten Bauer beschämen lassen, welcher im Herbste den theuer erkauften Saamen ausstreut, obschon er weiß, daß der Winter mit seinen Frösten, das Frühjahr mit seiner Näße, der Sommer mit seiner Dürre den zarten Halmen gar verderblich werden kann? Und siehe, hier ist mehr als die Aerndte einer Frucht, eines Jahres. Hier ist eine Aerndte ohne Aufhören!"

„Wer sie nur erlebte, diese unaufhörliche Aerndte?" sprach Heilmann unter einem Seufzer.

„Bangt Euch für Euren Vorschuß," erwiderte Gutenberg, „wohl, so werde ich Andere suchen, die Euch auszahlen und dafür in Eure Rechte des eingegangnen Verbandes treten."

Dieß wollte der habsüchtige Heilmann doch nicht eingehen.

„Nun, nun, Meister," sagte er einlenkend, „werdet nur nicht gleich patzig. Ich kam in guter Meinung zu Euch. Das kann Euch mein Esel beweisen, der draußen, mit Papier bepackt, vor Eurer Thür steht. Es wäre mir auch gar nicht eingefallen, ein Mißtrauen in Euer gegebenes Wort zu setzen, hätte nicht Euer Weib selbst" —

„Ich verstehe!" entgegnete Gutenberg, schmerzlich lächelnd, „doch ziemt es Männern nicht, auf das Geschwätz der Weiberzungen zu achten, die keinen Sinn für Hohes haben."

„Euer Ennel," sprach Heilmann, „machte mir bange, daß Ihr Euch noch übersinnen würdet. Sie behauptete, daß Ihr Eins über das Andere vergäßet."

„Vergessen?" rief Gutenberg unter einem Anfluge von Bitterkeit, „allerdings bestrebe ich mich, zu vergessen, daß sie, anstatt meinen Muth aufzurichten, anzufeuern, das segensreiche Werk in den Staub ziehen will. Was hätte ich sonst vergessen? Was? beweiset mir," — dem Papiermüller starr in's Angesicht blickend, hielt Gutenberg plötzlich inne. Er rieb sich mit der flachen Hand die Stirne, seufzte und sagte in einem ganz veränderten, sanften Tone: „Ja, Ennel hat Recht! Ich bin wirklich recht vergeßlich geworden. Habe ich nicht ganz und gar eines armen Wesens vergessen, dem ich meine ganze Theilnahme zu widmen angelobt hatte? Was macht", fuhr er heftiger fort, „das kleine verwilderte Geschöpf, das wir, ich und Vater Melcher, Eurer Obhut anvertrauten? Ich erröthe vor mir selbst, nicht eher nach dem unglücklichen Kinde gefragt zu haben."

„Deshalb braucht Ihr Euch ganz und gar nicht ein Gewissen zu machen", erwiderte Heilmann gleichmüthig. „Das Mädel ist es gar nicht werth, daß man nach ihr fragt. Auch kann ich Euch nicht einmal sagen, was sie macht, denn sie ist nicht mehr bei mir."

„Nicht mehr?" fragte Gutenberg betroffen, „wo ist sie denn hingekommen?"

„Was weiß ich?" sagte Heilmann, „entsprungen, davongelaufen ist mir das undankbare Ding."

„Erzählt", bat Gutenberg eifrig, „wie benahm sich das Kind in Eurer Mitte?"

„In unsrer Mitte?" lachte Heilmann, „da wären wir schön mit ihr angefahren! Ein Käfig wäre für sie am passendsten gewesen. Schaute nicht der leibhaftige Satanas aus ihr? Unser gutes Essen, sogar Fleisch und Braten, ließ sie unberührt stehen, trieb sie nicht der ärgste Hunger dazu. Dafür soff sie alle Eier aus, die sie nur erwischen konnte. Einmal ließ ich sie, versteht sich unter gehöriger Aufsicht, in's Freie. Was that das Ungethüm? Im Hui auf einen Kirschbaum gesprungen und die halbreifen Kirschen hinuntergeschlungen. Von dort mit Mühe vertrieben, wirft sie sich mir nichts, dir nichts in den Teich, liest eine Menge Frösche zusammen, die sie theils auf der Stelle verschlingt, ohne sich an ihr Zappeln zu kehren, theils uns als Leckerbissen aufdringen will. Br! mich schüttelt's noch jetzt, wenn ich daran denke, wie sie Regenwürmer, nackte Schnecken, sogar ekelhafte Raupen, Feldmäuse und Kröten hinteressen konnte. Als vernünftiges Zureden nichts fruchtete" —

„Verstand sie dieses denn?" fiel Gutenberg ein.

„Freilich nicht", entgegnete Heilmann, „darum nahm

ich meine Zuflucht zum Stocke. Aber da stieß ich vollends dem Fasse den Boden aus. Je mehr ich prügelte, je ungeberdiger wurde sie, die stöckische Brut! Beißen, kratzen, mit Händen und Füßen ausschlagen war ihr Antwort darauf, statt gute Worte zu geben oder zu Kreuze zu kriegen."

„Konnte sie denn wirklich Worte reden?" fragte Gutenberg mit großer Theilnahme.

„Nein, das nicht," sprach Heilmann, „man spricht nur so. Aber Gelegenheit, es zu lernen, hatte sie vollauf bei uns. Wir alle redeten und zankten den Tag lang genug auf sie ein. Aber sie beharrte auf ihrem Trotzkopfe und mochte nicht reden lernen. Faul war sie auch, stinkend faul, und blitzdumm dabei, oder stellte sie sich nur so, um nicht arbeiten zu dürfen. Da hatte ich sie den Lumpenweibern zugesellt, daß sie wenigstens die gröbsten Lumpen auslesen und auf einen Haufen werfen sollte. Eine Meerkatze aber hätte sich gescheidter dazu angestellt, als das Mädel. Ehe wir's uns versahen, war sie zum Fenster hinaus, am Weingeländer hinab in den Hof geklettert, um sich mit den Hunden herumzustreiten und die Kühe in dem Stalle scheu zu machen. Erst sperrte ich die Widerspenstige in eine Kammer ein, aus welcher nur ein kleines Fensterchen in's Freie ging. Schon in der nächsten Viertelstunde hörten wir sie gewaltig schreien. Was war's? Sie hing mit dem Kopfe und der halben Achsel aus dem eingeschlagenen Fenster und konnte weder vor, noch rückwärts. Auf's Neue prügelte ich; spannte sie, weil sie sich wieder mit Kratzen und Beißen wehren wollte, in den Bock."

„Das arme Geschöpf?" bedauerte Gutenberg.

„Auch diese harte Strafe besserte sie nicht", fuhr Heilmann fort, „daher ich zuletzt genöthigt wurde, das Ungethüm

in den Schweinestall zu stecken, wo ich sie regelmäßig dreimal des Tages fütterte."

„Nun, wie wurde es weiter?" forschte Gutenberg.

„Eines Tages fanden wir den Schweinestall offen und die Wilde verschwunden", erzählte Heilmann. „Wie sie die Thüre hatte öffnen können, wohin sie geflüchtet und was aus ihr weiter geworden ist, kann ich nicht angeben. Auf dem Stücke Hofmauer zunächst des Schweinestalles, das dicht an den tiefen Mühlteich grenzt, fanden wir einen Streifen ihrer wollnen Kutte liegen. Vielleicht nagen jetzt die Frösche zur Vergeltung an ihrem Leibe, wie sie vorher die Frösche verschlungen hat."

Hier schloß der Papiermüller seinen Bericht, welcher den Meister mit tiefer Betrübniß erfüllte.

„Meister Heilmann", sprach er kopfschüttelnd, „mich bedünkt, daß Ihr nicht den rechten Weg eingeschlagen habt, um das wilde Kind zur Vernunft zu bringen. Es war ein außergewöhnlicher, harter Stein, der da in Eure Hände gerieth und den zu behauen, Eure gewöhnlichen Werkzeuge nicht ausreichten. Das Mädel konnte zwar eben so gut ein schlechter Feuerstein als ein Edelstein sein, was man erst nach geschehener Bearbeitung hätte ersehen können. Aber seht, durch meine Hände sind schon der Edelsteine viele gegangen, denen die schärfsten Stahlwerkzeuge nichts anhaben konnten. Wißt ihr, womit ich sie dennoch in die verlangte Form zu schleifen vermochte? Durch kleine Theilchen ihrer eignen Masse — durch Demantenstaub! Aehnlich hättet ihr mit der kleinen Wilden verfahren sollen."

„Wie meint Ihr das?" fragte Heilmann, „ich verstehe Euch nicht."

„Ganz klar", versetzte Gutenberg, „weiß ich's jetzt

selbst nicht zu beschreiben, auch wäre es damit nun zu spät. Aber mir drängt sich unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, daß ich mit dem Gleichnisse die Wahrheit getroffen habe. Schade, daß ich sie Euch nicht durch die That beweisen kann.“

„Das ist auch eine wahre Wohlthat“, brummte Heilmann vor sich hin, „sonst würde es mit dem Buchdrucken noch mißlicher aussehen.“

Achtes Kapitel.

Wiederfinden.

Der Herbst war dahin; der Winter mit seinen Stürmen, Frösten und Schneegestöbern stellte sich ein. Auf Gutenberg machte dieser Wechsel wenig oder gar keinen Eindruck. Der Sommer mit seinen Freuden, der Herbst mit seinen Früchten hatte ihm nicht gelacht. Er lebte und wirkte nur seiner Erfindung. Mit eisernem Fleiße schuf er Tausende von Lettern und Hunderte von neuen Probedrucken; mit unbeugsamer Geduld ertrug er die Laune seines Weibes, so wie die sich mehrenden Peinigungen des gewinngierigen Kleeblatts, seiner Verbündeten, unter denen der Papiermüller der schlimmste war.

An einem rauhen Abende des Decembermonates trat er aus dem Hofe der Papiermühle, nachdem er sich von Andreas Heilmann mit manchem bittern Vorwurfe hatte beladen lassen. Wohl war ihm endlich die Galle in's

Blut getreten, aber männlich hatte er dem ungerechten Manne gegenüber seine Aufwallung bekämpft. Außen gab er derselben auf eine unschädlichere Weise Lauf, indem er mit seinem Wanderstabe bald durch die Luft focht, bald einem Baumstamme einen Hieb versetzte. So war er, ohne es zu bemerken, ein Stück in den Wald hinein, zunächst der Mühle, gerathen und schlug daselbst in seinem Zorne auf einen ansehnlichen Haufen Blätter los, welcher wie absichtlich an einem dicken Eichenstamme aufgeschichtet lag. Da raschelte es unheimlich unter den Blättern und ein klagender Laut, welcher wie „vau" klang, tönte aus ihnen hervor. Betroffen beugte sich Gutenberg näher herab und entdeckte ein dunkelschwarzes Augenpaar, welches aus seiner weißen Umgebung gespenstisch ihn anglühte. Schon fürchtete er, daß irgend ein Raubthier dessen Besitzer sei, als ein Windstoß, welcher die den Augen zunächst gelegenen Blätter mit fortführte, ihn ein menschliches, wiewohl leichenblasses, hohläugiges und eingefallnes Angesicht erkennen ließ. Das Haupt hatte keine andere Decke gegen die Kälte, als eine Fülle dunkler Haare, welche schlangenähnlich zu beiden Seiten des völlig nakten Halses hinab sich ringelten. Die Dunkelheit war doch nicht so groß, daß unser Gutenberg nicht hätte sofort erkennen können, wie das in dem Blätterhaufen steckende Meuschenhaupt einem Kinde und zwar einem Mädchen angehören müsse.

„Unglückliche!" redete er dasselbe an, „was willst du hier? Treibt Noth oder Verbrechen dich zu einem solch' leidigen Zufluchtsorte?"

Ein vernehmliches Zähneklappern war die einzige Antwort, welche Gutenberg auf wiederholtes Fragen erhielt. Da dämmerte in ihm die Vermuthung auf, wie die Ver=

steckte wohl das entsprungene, wilde Kind sein könne. Sie ward zur Ueberzeugung, als er das Mädchen unter die Arme faßte und aus den Blättern hervorhob. Guter Gott! nur die letzten Ueberreste von Kleidung hingen in unscheinbaren Lumpen um den jugendlichen Körper herum, der unter Frostschauern wie ein Espenlaub zitterte. Ueber der fremden Noth vergaß Gutenberg der eignen. Wie glücklich war er immer noch gegen ein Kind zu nennen, welches weder Vater noch Mutter, weder Nahrung noch Kleidung und Obdach hatte, ja nicht einmal einen Gott kannte, und darum auch des letzten Gutes, der Hoffnung, der tröstenden, beseligenden, beraubt war. Gerührt von unendlichem Erbarmen nahm Gutenberg das bebende Kind auf seinen Arm und sorgsam es in seinen Mantel hüllend, trat er schleunig den Rückweg nach der Mühle an. Schneller als er entstanden, war der Groll gegen Heilmann in Gutenbergs Herzen erstorben, das jetzt nur von den reinen Flammen der Nächstenliebe erglühte.

„Aufgemacht!“ rief er an der verschlossenen Hausthüre, dabei die lärmenden Hunde von sich scheuchend. „Aufgemacht! schnell!“

„Was gibt's?“ fragte Heilmann unwirsch aus dem Fenster herab.

„Ich habe einen Fund gethan!“ entgegnete Gutenberg freudig, „das wilde Kind bringe ich Euch wieder.“

„Nichts weiter als dieß?“ versetzte Heilmann verächtlich, „diesen Fund überlasse ich gern und willig seinem Finder.“

„So öffnet nur!“ drängte Gutenberg, „das arme Mädchen ist vor Frost mehr todt als lebendig. Hört ihr nicht ihre Zähne gegen einander klappern?“

„Meinetwegen!“ rief Heilmann kalt, „sie hat's ja nicht besser haben mögen. Ich mag nichts mehr von der Undankbaren wissen.“

„Nun, so beherberget sie nur wenigstens diese Nacht. Morgen will ich weiter für sie sorgen.“

„Nicht eine Stunde!“ entgegnete der Unbarmherzige. „In mein Haus tritt sie nicht wieder.“

„So erlaubt mir, daß ich die Unglückliche in Eure Gesindestube bringen darf, damit sie sich ein wenig erwärmen könne. Ich muß ja fürchten, daß sie mir unter den Händen stirbt.“

„Das wäre noch das Vernünftigste, was sie thun könnte“, spottete der Papiermüller. „Wie man sich bettet, so schläft man — wie die Thaten, so der Lohn. Selbst der Schweinestall ist für das Ding noch zu gut.“

„Seid Ihr ein Mensch? ein Christ?“ eiferte Gutenberg zurück. Doch Heilmann hatte schon das Fenster zugeworfen. Die Thüre blieb nach wie vor verschlossen und wie ausgestorben lag nun die ganze Mühle da. Nur die Hunde tobten desto ärger.

Der Zorn in welchen des Müllers unbarmherziges Benehmen jetzt unsern Gutenberg versetzte, war in gar keinen Vergleich zu setzen mit dem Groll, den er vorhin gegen denselben empfunden hatte. Ein Glück für jenen, daß Thüre und Wände zwischen ihm und dem erbitterten Druckkünstler waren.

„In welche Hände bin ich gefallen!“ knirschte Gutenberg, indem er die kleine Wilde auf die Bank vor dem Hause niederließ. „An dem Mädchen kann ich ersehen, wie er mit mir verfahren wird, findet er nicht den geträumten Vortheil bei meiner Kunst.“ Er entkleidete

sich seines Mantels und packte die Kleine sorgfältig vom Kopf bis zu den Füßen hinein. „Der Hartherzige! schwören wollte ich darauf, daß seine ganze Erzählung von den Unthaten des Kindes da nur erdichtet war.“ Er lud dasselbe auf. „Nun, warum beißt und kratzt sie denn mich nicht? Verhält sie sich nicht vielmehr wie ein geduldiges Lämmchen, das mit sich vornehmen läßt, was man will? Wo ist die so schwarz geschilderte Bosheit, du verkleisterte Papierseele? he?“ Er rannte aus dem Thore und der Stadt zu.

Wahr ist es, die kleine Wilde zeigte auch nicht eine Spur von ihrer frühern Wildheit. Doch mochte dieß nicht an ihrem Willen, sondern an dem Mangel an Kraft liegen, der sie unfähig zu jeder Thätigkeit machte. Indeß keuchte und schwitzte Gutenberg unter seiner Last, welcher er wiederholt liebreich zusprach, ohne daß er mehr als ein Zähneklappen zur Antwort erhielt, auf dem Wege nach Straßburg hin. Endlich, als ihm schon die Arme abzuspringen drohten, erreichte er sein einsam stehendes Häuschen und die Wohnstube, in welcher sein Ennel am Spinnrocken saß und groß aufschauete, wie ihr Ehegemahl mit einem mächtigen Packte eintrat und solchen, ohne ein Wort zu sagen, auf seine Lagerstätte niederlegte. Als sie unter dem Mantel ihres Johannes, statt der erwarteten Papierballen einen menschlichen Körper oder Leichnam zum Vorschein kommen sah, traute sie ihren Augen nicht, weswegen sie sich von ihrem Sitze erhob und mit der ergriffenen Lampe zum Bette trat, in welches Gutenberg seinen Fund sorgsam zu bergen sich bemühte. Kaum ließ das höchste Erstaunen sie die Worte hervorbringen: „Mann! um aller Heiligen willen, was soll das bedeuten?“

Gutenberg war jetzt mit seiner Arbeit fertig, das wilde Kind verwahrt und bis an den Mund zugedeckt. Mit still verklärter Miene wendete er sich, die hellen Schweißtropfen vom hochrothen Antlitze wischend, zu seiner Gattin: „Liebes Ennel", sprach er freundlich sanft, „ich habe Segen in unser Haus gebracht, der uns bis jetzt noch immer mangelte. Ich sehe nun ein, warum der liebe Gott unsere Ehe noch mit keinem Kinde erfreuet hat. Wir sollten erst an einem fremden Kinde lernen, ob wir auch Kinder zu erziehen verständen. Ennel, weg mit diesem finsteren Gesichte! Ich wiederhole dir: der Segen zieht mit diesem Kinde in unser Haus ein — größerer Segen, als mir die Erfindung meiner Kunst bringen wird. Denn diese ist eine Frucht des Verstandes und Nachdenkens; die Auf- und Annahme dieses Kindes aber ein von Gott gebotenes und darum ihm wohlgefälliges Werk, das er nicht unbelohnt lassen wird. Und nun, Ennel, unterziehe dich der ersten Ausübung deiner Mutterpflichten. Bereite dem halbtodten Kinde einen Aufguß warmen Fliederthee's, damit es in Schweiß gerathe und genese. Du siehst", fuhr er lächelnd fort, „unser Kind ist schon ziemlich groß, daher wir nicht so viel Noth mit ihm haben werden, als mit einem neugebornen."

Wider alles Erwarten ging Ennel, dem Gebote ihres Mannes nachzukommen, ohne eine Einrede zu wagen. Sei es, daß wirkliches Mitleid, welches hülfsbedürftige Kinder leichter in uns erwecken, als der Erwachsenen Noth, oder Neugierde, Näheres von dem fremden Mädchen aus dem Munde ihres Gatten zu vernehmen, die Frau so willfährig machte: genug — sie kochte den Thee und half solchen der Kranken auch einflößen, was nicht ohne einige Mühe ge-

lang. Als diese später in einen tiefen, wenn schon unruhigen Schlaf fiel, vergalt Gutenberg seiner Frau den bewiesenen Liebesdienst, indem er derselben den Hergang des gehabten Abenteuers haarklein erzählte. Dabei verstand er so gut, durch lebhafte Schilderung der hülflosen Lage, in welcher er die junge Wilde gefunden hatte, und der bewiesenen Hartherzigkeit des Papiermüllers das Gemüth Ennels zu erweichen, daß sie sich das Versprechen abgewinnen ließ, an dem aufgenommenen Kinde wirkliche Mutterstelle vertreten zu wollen.

Es war dem Gutenberg deswegen so lieb, diese Zusage erhalten zu haben, weil er fürchtete, daß Ennel später wohl schwerlich dazu zu bringen sein würde, wenn, was er sich voraussagen mußte, die Wildheit ihres Schützlings sich in ihrem ganzen Umfange zeigen würde. Doch ward er dieser Sorge wenigstens vor der Hand enthoben, wenn schon durch Auflegung einer andern noch größern.

Jedenfalls war die zeitherige Lage der kleinen Wilden von der Art gewesen, daß ohne Gutenbergs Dazwischenkunft die Kleine gar bald, vielleicht noch in derselben Nacht, eine Beute unsäglicher Entbehrungen und Leiden geworden wäre. Der Leser male sich dieselben nur selbst aus und er wird sich wundern, daß des Kindes Lebenskraft noch so lange Hunger, Blöße, Frost und Mühseligkeiten aller Art auszuhalten vermocht hatte. Tausend Andere würden einer einzigen derselben schon unterlegen haben. Die kräftige Natur des Kindes hatte jedoch nun einen langwierigen, schweren Kampf mit dem Sensenmanne zu bestehen, der bereits mit Sicherheit die Kleine als eine Beute angesehen hatte und darum dieselbe nicht so leichten Kaufes wieder hergeben wollte.

Der Wochen viele schwebte das wilde Mädchen, welches dieß nur dem Namen nach noch war, in Todesgefahr. Sie wandelten die Kleine in ein Schattenbild um, das mit sich machen ließ, was man wollte. Mit Ausnahme der großen, jetzt geisterhaft aus ihren Höhlen starrenden Augen, glaubte man ein lebloses Wesen in dem Ruhebette ausgestreckt zu sehen, welches keinen Laut hören ließ, keine Bewegung machte und nur durch matte Blicke die ihr gespendete Liebe vergalt.

Und sonderbar, oder vielmehr ganz in der Ordnung — Frau Gutenberg gewann eben durch die langwierige Krankheit das ihr aufgedrungene Kind desto lieber, weil man das theuer erkaufte Gut ja immer höher schätzt, als jedes andere, und ein Schmerzenskind regelmäßig auch das bevorzugteste wird.

Die Cur war stark, aber gründlich heilend. Starke Naturen verlangen auch solche Heilmittel. Was Schelten und Einsperren — was Stock und Bock des Papiermüllers nicht bewirkt hatten, that die Macht des überstandenen Elends und der Krankheit; sie brach des Kindes ungebundenen Eigenwillen. Folgsam von dem Augenblicke an, wo Gutenberg sie in dem Blätterhaufen gefunden, machte die Kleine ihre Pflegeältern nicht bereuen, daß diese sie in's Haus genommen.

Neuntes Kapitel.

Erziehung.

Die im vorigen Kapitel beschriebene Begebenheit war sowohl für Gutenberg und dessen Gattin, als auch für die

kleine Wilde von entschiedenem Nutzen. Schien es doch ganz, als sei die Letztere von dem lieben Gotte recht absichtlich dem Erstern in die Hände geführt worden, damit drei Menschen zugleich beglückt würden. Gutenberg wurde durch das Kind von seinem unablässigen Sinnen über seine Kunst, das ihn zuletzt gewiß aufgerieben hätte, in etwas abgebracht. Fortan gönnte er sich manche Stunde, welche er der Erziehung seiner Pflegetochter widmete und wofür ihm manche, früher unbekannte Freude zu Theil wurde. Die kleine Wilde hingegen konnte in keine bessern Hände kommen, um den Zweck ihres Daseins, die verlorne Menschenwürde wieder zu gewinnen, zu erreichen. Zugleich wurde sie das Band, welches Ennel immer inniger und fester mit ihrem, früher oft von ihr gekränkten Gatten vereinte. Als der Papiermüller die Kunde von dem gegenwärtigen Stande der Dinge in Gutenbergs Hause vernahm und sich später durch den Augenschein selbst überzeugte, wie jener nicht mehr immer allein hinter der Druckerpresse stand, sondern zu ganzen Viertelstunden an dem Bette der kleinen Kranken saß, besorgte er nicht ganz mit Unrecht, daß Letztere durch ihre Gegenwart wohl gar die so sehnlichst erwarteten Zinsen des zum Buchdrucken vorgeschossenen Kapitals in etwas schmälern dürfte. Diese Bemerkung bewog ihn zu dem Anerbieten, das Kind nach erfolgter Genesung wieder in sein Haus nehmen zu wollen. Da schwoll aber die Ader des Zornes mächtig an auf Gutenbergs Stirne und, der Grausamkeit Heilmanns an jenem Abende gedenkend, versetzte er mit großem Abscheue: „Nicht meinen Hund möchte ich Euren Händen anvertrauen, obwohl ich glaube, daß Eure Kettenhunde es besser bei Euch hatten, als das wilde Kind."

Diese vom Herzen kommende Antwort brachte den Papiermüller in Harnisch. Heftig entgegnete er: „Es läßt sich leicht Gutes thun mit fremdem Gelde. Wer anders als ich muß bezahlen, was die Wilde bei Euch empfängt? Darum steht Euch das Prahlen herzlich schlecht und ehrenvoller wäre es für Euch, das fremde Brot besser zusammen zu halten.“

„Wenn meine Kunst“, erwiderte Gutenberg, „ihrem Erfinder nicht einmal so viel abwerfen wollte, um das Dasein eines Kindes zu fristen, so würde ich der Erste sein, welcher die Druckpressen in's Feuer würfe und die Lettern vernichtete.“

Beide Männer trennten sich im Zorne.

Später wendete sich Gutenberg mit veränderter, freundlicher Geberde an seine Frau: „Ennel“, hob er an, „laß dir sagen, wie ich glaube, daß wir die kleine Wilde erziehen müssen, wenn sie es nicht treiben soll, wie bei dem harten Heilmann. Wir dürfen nämlich nicht ihr Alter und ihre Leibesgröße ansehen, sondern müssen sie behandeln wie ein kleines Kind. Dasselbe an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen, ist vor allen Dingen nöthig. Du wirst demnach die Kleine waschen, baden, ankleiden, füttern wie ein nicht längst gebornes Kind. Zugleich müssen wir sie aber auch sprechen lehren wie ein solches, so daß es mit kurzen, leichten Wörtern der nothwendigsten Dinge den Anfang macht. Hat sie die Sprache einmal inne, so haben wir gewonnen; denn jene ist der Grund, worauf die Erziehung gebaut wird. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß die Kleine uns manche Noth machen wird, weil sie gegenwärtig nur dem Aeußern nach einem Menschen gleicht, an Gewohnheiten aber mehr einem Thiere

ähnelt. Doch dürfen wir deshalb weder den Muth, noch die Geduld verlieren, denn wahrscheinlich hat das Mädchen in der Wildniß ihr Herz unverdorben erhalten, was mir immer lieber ist, als eine glatte oberflächliche Bildung.

Ennel hörte nur mit halben Ohren auf diese, ihr viel zu gelehrt dünkende Predigt ihres Mannes. Sie glaubte auch ohne dieselbe mit der kleinen Wilden auskommen zu können, und irrte sich auch hierin nicht. Gutenberg aber erinnerte sich jetzt, wie er einst dem Papiermüller gesagt hatte, daß der Diamant nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden könne und das wilde Kind nach diesem Gleichnisse zu erziehen gewesen sei. Er dachte nunmehr nach, wie er wohl diese seine Rede wahr machen könne und fiel dabei auf den Gedanken, von Kindern sich bei der Erziehung der Wilden helfen zu lassen. Zugleich gedachte er damit noch einen zweiten Vortheil zu verbinden. Bisher hatte er ohne alle Beihülfe der Ausübung und Vervollkommnung seiner Kunst obgelegen, weshalb dieselbe auch nur langsam gedeihen wollte. Er hatte aber deswegen keinen Mitarbeiter in das Geheimniß seines Verfahrens einweihen wollen, weil er fürchtete, dasselbe durch jenen verrathen und sich somit um die Frucht seines Fleißes gebracht zu sehen. Von Kindern besorgte er diese Gefahr weniger und darum ging er, sich Erziehungs- und Drucker-Gehülfen zugleich zu verschaffen. Er suchte und fand dieselben aber in den beiden, uns bereits bekannten Knaben, Martin und Peter, deren arme Angehörigen gar bald gewonnen waren, ihre Kinder gegen eine angemessene Entschädigung, einen großen Theil des Tages über, dem als Tausendkünstler wohl bekannten Gutenberg zu überlassen. Hierauf trieb diesen eine zweite Sorge zu dem Pater Melcher.

„Ehrwürden“, sagte er zu ihm, „ich wünschte Eure Meinung über eine nicht unwichtige Sache zu vernehmen. Wie Ihr bereits wissen werdet, befindet sich das wilde Kind seit ein paar Wochen in meinen Händen. Als ich und meine Frau demselben einen Namen geben wollten, fiel uns bei, ob wohl die Kleine jemals aus der heiligen Taufe gehoben worden oder gar noch eine Heidin sei? In dem letztern Falle wäre es wohl das Erste, aus ihr ein Christenkind zu machen und das je eher je lieber. Gleichwohl könnte sie schon einmal getauft worden sein und dann fielen wir, obschon unwissentlich und aus der besten Meinung in die große Sünde der Wiedertäuferei. Darum rathet uns, Ehrwürden, in dieser bedenklichen Sache, was zu thun sei.“

Der Pater versank in tiefes Sinnen. Nach einer Weile versetzte er: „Jedenfalls ist das Kind auf irgend eine unerklärliche Weise von den Seinen getrennt worden und in eine Wildniß gerathen, aus welcher es sich nicht wieder hat herausfinden können. Dieß ist aber jedenfalls nicht in den allerersten Jahren seines Lebens geschehen, weil es sonst, obschon noch wunderbar genug, nicht bis diesen Tag erhalten worden wäre. Nun kann es entweder eine Deutsche oder eine Französin sein und somit darf man mit Recht annehmen, daß die Kleine getauft und demnach eine Christin sei.“

„Aber, Ehrwürden“, wendete Gutenberg ein, „wir haben doch auch Ziegeuner und Juden bei uns und im Nachbarlande.“

„Es könnte möglich sein“, antwortete der Pater, „aber so viel ich mich des Kindes entsinne, gehörte seine Gesichtsbildung und Farbe keiner dieser beiden Völker an.

Ich denke mir, daß, wenn das Mädchen einigermaßen den Gebrauch ihrer Vernunft wird wieder erhalten haben, auch ihr verlornes Gedächtniß zurückkommen dürfte, durch welches wir auf die richtige Spur geführt werden könnten. Mein Rath ist also dieser: Ihr pflegt des Kindes, erzieht es gewissenhaft und wartet das weitere Ergebniß davon ruhig ab. Indeß möget Ihr immer Eurem Pflegling einen Namen beilegen, der Euch beliebt."

Und so geschah es auch.

Das Kind, welches sich noch immer nicht erholt hatte, bekam den Namen „Silva" und an dem Knabenpaare willkommene Gesellschafter und Erzieher, die ihm die gewöhnlichen Fertigkeiten, welche die Jugend zu erlernen hat, mit großem Eifer beizubringen suchten. Als Silva das Bette endlich verlassen durfte, war sie so entkräftet, daß sie förmlich wieder gehen lernen mußte. Mit der, obwohl langsam wiederkehrenden Kraft hätte sie — die Freiheitgewohnte — gar zu gern die enge Stube mit der weiten Natur vertauscht, und einmal war sie auch wirklich ihren Aufsehern entwischt und bereits auf die Straße gekommen. Hier aber fiel ihr die während ihres Siechthums noch gestiegene Kälte, da Silva derselben gar nicht mehr gewohnt war, indem sie mehre Wochen im Bette und in der warmen Stube verlebt hatte, so empfindlich auf die Gefühlsnerven, daß sie von selbst wieder umkehrte und das heimliche Stübchen aufsuchte. So vereinigten sich demnach der günstigen Umstände mehre mit einander, um Silva in ein vernünftiges Glied der menschlichen Gesellschaft umzuwandeln; selbst der ungewöhnlich strenge Winter trug das Seinige dazu bei. Auf diese Weise ging der Unterricht gut von Statten.

Der Leser denke sich das Bild von Gutenbergs Wohnstube. Der Meister sitzt an seinem Werktische und schneidet Buchstaben in das Metall. Peter bestreicht eine Seite gesetzter Lettern mit Tinte, spannt den leicht angefeuchteten Bogen auf den mit Tuch überzognen Deckel und schlägt diesen nun über die gesetzte Schrift, worauf er das Ganze unter die Presse bringt, welche von Martin's kräftiger Hand in Bewegung gesetzt wird. Silva, die beiden Ellenbogen auf die Arbeitstafel gestemmt, folgt mit ihren großen Augen aufmerksam jeder Bewegung der beiden Knaben.

„Was das?" fragte sie, mit dem Finger auf den Badeschwamm deutend, womit Peter nach jedem Abdrucke die Lettern überfährt, um sie zu reinigen, bevor er sie von Neuem schwärzt.

„Ein Schwamm", versetzt Peter, „zum Waschen."

„Swamm — wassen" wiederholt Silva, das „sch" nicht aussprechen könnend.

Als sich Peter eine Minute später von der Presse umwendet, bricht er in ein lautes Geschrei aus. Die Anwesenden, Gutenberg am Tische, seine Frau am Rocken, Martin, blicken betroffen auf den Schreier, welcher sprachlos auf die sprudelnde, fürchterliche Grimassen schneidende Silva zeigt. Was hat diese gethan? So wie Peter den Schwamm weggelegt und sich umgewendet hat, bemächtigt sie sich des Schwammes, taucht ihn, statt in das Wasser in die Tinte und überwäscht sich dann das Gesicht, das jetzt kohlschwarze, triefende, dessen Mund die ätzende Tinte von sich zu geben sprudelt. Die ganze Stube hallte von einem gemeinsamen Gelächter wieder und Gutenberg, seine Arbeit niederlegend, sprach noch immer lachend: „Da ist unser

kleiner Affe einmal schön angeführt worden. Wir müssen ihm sein Antlitz sehen lassen."

Er ging, einen der großen Spiegel, mit deren Schleifen er sich noch immer nebenbei beschäftigte, um seinen Verbündeten nicht so oft Geld abzuverlangen, von der Wand umzuwenden, vor welchen er dann seine Pflegetochter hinführte.

Wer beschreibt das Erstaunen des wilden Mädchens, als sie ihre Gestalt, die sie für eine fremde hielt, sich gegenüber erblickte. Ueberhaupt bereitete Silva, welche übrigens schnelle Fortschritte im Sprechen machte und daher zu der Vermuthung berechtigte, daß sie früher die Sprache, und zwar die deutsche, schon inne gehabt, ihrer Umgebung manche Unterhaltung durch die Unbekanntschaft mit den Gewohnheiten und dem Eigenthümlichen einer gebildeten Lebensweise. Nicht wenig Mühe kostete es, sie von dem Genusse roher Nahrungsmittel ab- und an denjenigen gekochter Speisen zu gewöhnen.

„Blase, Silva, es ist heiß", sprach einst Ennel, die Geberde des Blasens nachahmend, indem sie dem Mädchen einen Teller mit rauchender Suppe vorsetzte.

Darauf bließ Silva, daß ihr hätten die Backen mögen springen. Jetzt trat Martin in die Stube. Seine Hände waren blauroth von der Kälte gefroren, weshalb er aus Leibeskräften in dieselben hauchte.

„Du bläsest", rief Silva, „wo hast du Suppe?"

„Ich blase, weil mich an die Finger friert", versetzte Martin.

„Wie? ich blase kalt und du warm?" fragte Silva ganz verwundert.

Als sie völlig genesen war, zeigte sie eine wahrhafte

Gefräßigkeit, nach welcher sie über alle eßbaren Gegenstände mit großer Gier herfiel. Wenn nun Ennel zankte, weil Silva ihr bald einen Topf mit Milch, bald ein Stück rohes Fleisch, bald die Honigbüchse oder andere Nahrungsmittel genommen hatte, so tröstete Gutenberg seine Frau mit der gewissen Aussicht, daß ihr Pflegling dieß Alles künftig unterlassen werde, sobald er das letzte Thierische seiner Verwilderung abgelegt haben würde. Daher ließ er auch nicht zu, daß Silva wegen solcher Plünderungen der Küche von Ennel durch Schläge gestraft wurde. „Denn“, sagte er, „dann würde sie nur boshaft, verstockt und lügnerisch werden, oder wohl gar davonlaufen.“

Ennel aber konnte sich doch nicht enthalten, wenn ihr Mann gerade abwesend war, die über eine neue Näscherei ertappte Silva durch einige derbe Püffe zu belohnen. Da dieß öfter wiederkehrte, so bewirkte Ennel dadurch, daß Silva ihr ordentlich gram wurde, sich auf's Leugnen legte und nur dem liebreicher gegen sie gesinnten Gutenberg auf's Wort folgte. Dieser mußte daher oft die Mittelsperson abgeben, welche Ennel und Silva wieder mit einander aussöhnte. Als das Frühjahr kam, durfte Silva den am Hause befindlichen Garten nach ihrem Belieben betreten, doch nicht ohne zuvor ihrem Pflegevater das Versprechen gegeben zu haben, den Zaun nicht übersteigen zu wollen, wozu sie freilich die größte Lust verspürte. Doch hielt sie ihr gegebenes Wort. Da hörte Ennel eines Tages, als sie in der Küche beschäftigt war, durch das nach dem Garten gehende, offne Fenster laute Stimmen hereindringen, unter welchen sie auch diejenige ihrer angenommenen Tochter unterschied.

„Sieh, Bertram“, sprach ein Knabe zu seinem Kame-

raden außen an dem Gartenzaune, „das ist das wilde Mädel, die der Schwarzkünstler zu sich genommen hat. Das soll ein wahrer kleiner Teufel sein, soll auf dem Kopfe stehen und auf den Händen laufen können. Nicht schief ansehen darf man sie, sonst beißt sie gleich wie ein wildes Thier um sich. Darum muß sie auch immer eingesperrt bleiben.“

„Was scharrt sie nur in der Erde?“ fragte der andre Knabe.

„Sie wird sich eine Höhle graben, wie der Dachs“, versetzte jener. „Wie hätte sie außerdem die Winter in der Wildniß überleben können, wenn sie nicht in der warmen Erde gesteckt hätte?“

„Du, Hanns!“ rief Bertram voll Verwunderung — „sieh doch! — jetzt — ja wirklich — jetzt verschlingt die Wilde einen langen fetten Regenwurm! Schau nur, wie sie den Mund weit aufsperrt!“

„Pfui dich!“ versetzte Hanns, vor Ekel sich schüttelnd, „br! mir wird ganz übel bei dem Anblicke. Man denke sich ein solches Schwein!“

„Du“, rief Bertram, von der Planke wegspringend, „sie hat's gehört, daß du sie ein Schwein geheißen. Schau, mit was für wüthig funkelnden Augen sie auf uns zugerennt kommt.“

„Pah“ entgegnete Hanns, „vor der fürchte ich mich noch lange nicht. Ehe sie mir einen Hieb versetzt, hat sie von mir drei. Sie mag immer kommen.“

„Nein“, sagte Bertram, einen langen Hals machend, „sie hat's auf etwas Andres abgesehen, als auf uns. Was nimmt sie nur von der Erde auf?“

„Eine nackte, schwarze Schnecke!“ rief Hanns betroffen. „Nun, diese wird sie doch nicht etwa auch auffressen wollen?“

„Ja, wirklich?“ schrie Bertram, „ich mag gar nicht mehr hinsehen.“

„Das ist ein wahres Vieh von einem Menschen“, versetzte Hanns. „Ich werfe ihr einen Stein auf den Pelz.“ Wirklich that er, wie er gesagt hatte.

Darauf vernahm Ennel das Beginnen einer lebhaften gegenseitigen Kanonade. Silva, die neuwaschne Schürze voll Erdklöße und Steine, hatte mit Blitzesschnelle einen Baum zunächst des Zaunes erstiegen, von wo aus sie unter häßlichem Geschrei ihre Angreifer bombardirte. Vielleicht hätte sie in der Kampfeswuth doch noch das Verbot vergessen und die Planke überstiegen, wäre nicht das Gefecht durch Ennels eilige Dazwischenkunft unterbrochen worden.

Keifend führte sie Silva in die Stube, wo sie ihrem Manne den Vorfall erzählte und die sofortige Abstrafung Silva's wegen des Verzehrens der Schnecke und des Regenwurmes beantragte.

Als Silva, nicht ohne Mühe, den Inhalt von Ennels heftiger Rede erkannt hatte, färbte sich ihr Antlitz mit einer hohen Zornesröthe.

„Vater“, sagte sie in ihrer fehlerhaften Sprache, „ich habe dir gehorcht, bin nicht über den Zaun gestiegen.“

„Das freut mich von dir“, antwortete Gutenberg freundlich, „und darum darfst du auch wieder in den Garten gehen, wenn es dir beliebt.“

Mit freudestrahlendem, triumphirendem Antlitze schaute hier Silva auf ihre Mutter, welcher der Mund vor Verwunderung offen stehen blieb. Bevor diese die Sprache wieder gewann, fuhr Gutenberg, zu Silva gewendet, ruhig fort: „Aber Silva, du mußt mir noch ein zweites Versprechen geben; nie wieder Schnecken und Regenwürmer ver-

zehren zu wollen. Sieh, als du noch in der Wildniß lebtest, durftest, ja mußtest du ohne Unterschied mit den Nahrungsmitteln dich begnügen, welche sich dir Hungernden gerade darboten. Doch jetzt, wo du von uns reichliche Sättigung erhältst, ist dieß anders. Man wird sich vor dir ekeln, genießest du in unsern Augen ekelhafte Thiere, wie Schnecken, Regenwürmer und Spinnen. Du hast der Mutter weh gethan. Geh und gib ihr die Hand, daß sie dir verzeihe."

Zögernd, mit niedergeschlagnen Augen näherte sich Silva der schmollenden Ennel. Als sie ihre Hand langsam nach derselben hinstreckte, sprach Ennel heftig: „Ich mag deine Hand nicht, nachdem sie sich mit häßlichen Schnecken und Regenwürmern abgegeben hat."

Da sprang Silva aus der Stube wieder in den Garten. Indeß las Gutenberg seiner Frau, wegen ihres gegen Silva bewiesenen Benehmens den Text. Dieß bewirkte doch so viel, daß sie, als Silva nach einer Weile wieder eintrat und mit den freundlich gesprochnen Worten auf Ennel zukam: „Liebe Mutter nicht mehr böse!" die abermals dargebotne Hand willig in der ihrigen duldete. Doch schneller, als der Gedanke veränderte sich die Scene.

Unter einem Schreie und mit der Miene des Entsetzens warf Ennel einen kleinen Gegenstand zu Boden. Zu gleicher Zeit fast fiel ihre Rechte schallend auf die Wange Silva's, welche rasch sich bückte, etwas aufhob und davon rannte.

„Die boshafte Kröte!" sprach nun Ennel empört, „daß du es weißt", fuhr sie zu ihrem Manne gewendet fort, „nicht einen Tag mehr leide ich die Wilde im Hause. Gar nicht erholen kann ich mich von meinem Schrecken."

„Was gab es denn?“ fragte Gutenberg verdrießlich.

„Denke dir nur“, erwiderte Ennel, „wie ich in guter Treu und Glauben dem Mädel die Hand hinhalte, drückt sie mir etwas Kaltes, Quappliches hinein. Hu! mich schüttelt's noch jetzt — ein Frosch — mir zum Possen — war es.“

Jetzt stand Gutenberg von seiner Arbeit auf und begab sich, von dem neugierigen Peter gefolgt, in die Küche, unter deren Fenster sie Silva im Garten sitzend fanden. In ihrem Schooße hatte sie den Frosch, den sie auf das freundlichste beäugelte und wobei sie vor sich hin sprach: „Deinetwegen hat Mutter mich geschlagen. Sie weiß gar nicht, wie gut du schmeckst. Darum mochte sie sich nicht freuen, wie ich mich über dich gefreut habe. Und doch bist du der erste, den ich seit langer Zeit sehe.“

Hier wagte das geängstete Thier einen Sprung, welcher ihn zwar aus der Schürze, jedoch nicht aus der Gewalt Silva's brachte, welche schnell sich seiner bemächtigt hatte, ihn zum Munde führte und ihm einen Biß in die Kehle versetzte, worauf sie ihn wieder in ihren Schoß legte.

„So warte doch!“ sagte sie, „ich möchte gern noch ein wenig mit dir reden, damit ich's besser lerne.“

Der Frosch mit der klaffenden Wunde am Halse sah seine Feindin mit thränenden Augen so rührend an, daß Peter und selbst Gutenberg davon bewegt wurden.

„Das arme Thier!“ sprach Peter halblaut, „ich mag die Silva gar nicht mehr leiden.“

„Da siehst du“, versetzte Gutenberg, „wie durch den Mangel der Erziehung die Menschen den Thieren ähnlich werden.“

„Du weinst?“ fuhr Silva fort, „ach, ich habe auch viel geweint, als ich“ —

Sie schwieg und fiel in tiefes Sinnen, aus welchem sie Gutenbergs Stimme weckte, der ihr gebot, den Frosch zwar vollends zu tödten, doch nicht zu essen.

Zehntes Kapitel.

Aerger und Freude.

Obgleich Silva von Gutenberg eine Kleidung erhalten hatte, durch welche sie sich nicht von andern Kindern unterschied, so pflegten diese dennoch, sobald sich jene auf der Straße blicken ließ, das laute Geschrei zu erheben: „da geht das wilde Mädchen!“ Und dann folgte ihr ein ganzer Schweif von Gassenbuben neckend nach, ein Umstand, den sie dann allemal ihrem Vater klagte.

„Zeige du ihnen“, versetzte dieser, „daß du keine Wilde bist, indem du weder schreiest, noch kratzest oder beißest. Geh' fein ruhig deines Weges fort und bald wird man müde werden, dich zu verfolgen.“

Wirklich nahm sich Silva zusammen und that, wie ihr geboten, so daß man sie schon kleine Gänge in die Nachbarschaft ohne Begleitung thun ließ. Eines Morgens ging sie in Begleitung Ennels auf den Markt zu Straßburg. Während Letztere bei einer Bäuerin um Butter handelte, stahl sich Silva von ihrer Seite und verlor sich bald in dem Gewühle der Käufer und Verkäufer.

Mit großer Neugier betrachtete sie die mannichfachen Verkaufsgegenstände — die grüne Gärtnerwaare, die bunten Blumen, die vielen Käse und Butterwecken. Eine große Versuchung war für sie der Anblick gerupfter Vögel und zahlloser Hühnereier. Mehr als zehn Mal hatte sie ihre Hand verlangend darnach ausgestreckt, doch immer noch ihre Begierde bemeistern können. Dieß war jedoch nicht mehr der Fall, als sie Bäuerinnen gewahrte, in deren Körben irdene Töpfe voll rother, lieblich duftender Erdbeeren aufgepflanzt standen. Im Hui hatte sie einen Topf erfaßt und — zum Beweise, daß des Herrn Gesetz in jedes, auch des wilden Menschen Herz geschrieben sei, eiligst die Flucht ergriffen.

Die Bestohlene, von einer Nachbarin auf ihren Verlust aufmerksam gemacht, erhob ein durchdringendes Geschrei, um die Anwesenden zur Verfolgung des Diebes zu bewegen.

Dieß geschah auch. Eine allgemeine Jagd auf Silva begann unter immer mehr anwachsendem Lärm. Der ganze Marktplatz hallte von dem Rufe wieder: „Halt' auf! halt' auf!"

Doch Silva machte es ihren Verfolgern nicht leicht. Wie ein leichtfüßiges Reh sprang sie zwischen und über die ihr in den Weg kommenden Gegenstände dahin; gleich einem schlüpfrigen Aale entwand sie sich den nach ihr greifenden Händen, warf hier einen vollen Korb um, trat dort bald in platzende Hühnereier, bald in prasselnde Töpferwaare. Doch viele Hunde sind des Haasen Tod. Schon lange war der lockende Inhalt des geraubten Topfes verschüttet, daher Silva denselben gegen die Köpfe ihrer Verfolger schleuderte. Diese rächten sich dafür an der Wilden,

indem sie dieselbe unter einer Fluth von Schimpfreden weidlich durchbläueten. Es half nichts, daß Silva zu ihren gewöhnlichen Vertheidigungsmitteln — zu den Nägeln und Zähnen — ihre Zuflucht nahm; sie vermehrte dadurch nur die Wuth ihrer Feinde und deren Rache. Endlich ließ man sie los. Silva, fast keinem Menschen an Mienen und Geberden ähnlich, sah mit rollenden Augen umher. Da entdeckte sie in der Nähe des großen Röhrbrunnens mehre Fischweiber, welche ihre Waare in großen und kleinen Wassergefäßen feil hatten. Scheu, lauernd und verstohlen, gleich einer wilden Katze, näherte sie sich jenen und, bevor man noch ihre feindselige Absicht errathen konnte, hatte sie sich eines Hechtes bemeistert, mit welchem sie unter gellendem Freudengeschrei davon sprang. Dießmal hatte sie die Gelegenheit, ihren etwaigen Verfolgern zu entrinnen, besser wahrgenommen. Ein sechsspänniger, hochbepackter Frachtwagen, welcher in mäßiger Bewegung daherfuhr, sollte ihr zur Festung dienen. Auf die Deichsel springen und von da über die rollenden Räder auf die, fast bis zum ersten Stockwerke eines Hauses reichende Höhe des Wagens klimmen, war das Werk weniger Sekunden. Von hier aus blickte Silva triumphirend auf die anrückenden Fischweiber herab, wobei sie zugleich ihre Wuth und Raubbegierde an dem Hechte ausließ, den sie mit den Zähnen zerfleischte und verschlang.

Das Ende dieses ganzen Auftrittes war, daß ein ungeheurer Menschentroß unter gewaltigem Lärmen das wilde Kind nach Gutenbergs Wohnung getrieben brachte. Ennel ließ sich vor Scham nicht blicken und mochte nichts mehr von der ungerathenen Ziehtochter wissen. Gutenberg mußte sich allein mit den Weibern herumstreiten, welche für ihre,

durch Silva erlittenen Verluste Schadenersatz begehrten und zum Theil erhielten. Dieser Verhandlung wohnte Silva mit niedergeschlagenen Augen und an den Nägeln kauend bei. Als sie sich später mit ihrem Vater allein befand, hob dieser mit betrübter Stimme und Miene an:

„Weißt du noch, wie ich dich vorigen Winter in dem Blätterhaufen fast erfroren auffand? wie ich dich in meinen Mantel hüllte und heim zu mir trug? Erinnerst du dich noch, wie ich dir mein Bette überließ, dich pflegte, mein Brot mit dir theilte und deinetwegen manches böse Wort von meiner Ennel hinnehmen mußte? Und was hast du mir für meine Liebe gethan? Du hast mich in Schande und Schaden gebracht, so daß ich und meine Ennel viele Tage nur trocknes Brot haben werden.“

Diese Worte und noch mehr die That, denn Gutenberg genoß absichtlich im Beisein Silva's mehre Tage lang bloß trocknes Brot, bewirkten mehr als die härteste, körperliche Züchtigung. Silva konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben und gelobte, ihren lieben Vater nie wieder betrüben zu wollen. Doch schon nach zwei Wochen verursachte sie demselben einen neuen Schreck. Gutenberg hatte nach und nach einen mäßigen Vorrath von kleinen Gebetbüchern und Heiligengeschichten gedruckt, welche freilich noch keine Muster der Buchdruckerkunst waren, doch aber das Verdienst hatten, billiger zu sein als die geschriebenen. Weil damals noch keine Buchhandlungen bestanden, so sah sich Gutenberg gezwungen, seine Waare selbst an die Leute zu bringen. Dieß that er durch seine beiden Gehülfen, Peter und Martin, welche mit den Büchern in der Umgegend Straßburgs herumzogen und solche verhandelten. Heute hatte er auf vieles Bitten erlaubt, daß Silva sie be-

gleiten durfte. Den Rücken mit einem Bündel Bücher beschwert, waren sie alle drei fröhlich davongezogen; doch nicht ganz frei von Besorgniß hatte ihnen Gutenberg nachgesehen.

Noch waren zwei Stunden nicht ganz verstrichen, als er die Stimmen vieler Menschen seinem Häuschen sich nähern hörte.

„Das wilde Kind!" unterschied er deutlich in den mannichfachen Ausrufen der Menge und machte sich darum auf eine neue Hiobspost gefaßt. Mit stoischem Gleichmuthe erwartete er dieselbe dießmal hinter seiner Werkstätte, denn das Schlimme kann man nicht spät genug erfahren. Jetzt machte der summende Bienenschwarm draußen Halt. Die Thüre ging auf und Silva, mit nassen Haaren und triefender Kleidung trat herein. Ihr Antlitz rang zwischen Lachen und Weinen. Ihr auf dem Fuße folgten Männer und Frauen, welche die ganze Stube anfüllten und bunt durch einander schrieen.

Den finstern Blick auflodernden Zornes aus Gutenbergs Auge ertrug Silva mit ziemlicher Fassung. Bevor er aber noch seinem Unwillen durch Worte oder Handlungen Luft machen konnte, veränderte sich abermals die Scene. Ein Weib, die tiefste Aufregung in dem erhitzten Gemüthe, machte sich mit kräftigen Griffen Platz durch die Menge.

„Wo — wo ist das wilde Kind?" rief sie wiederholt. Trotzig wurde sie von demselben angestarrt. Darauf näherte sich jene mit Hast dem Mädchen und Gutenberg glaubte nicht anders, als daß sie dasselbe, wo nicht erdrosseln, doch empfindlich anlassen würde. Er sah sich jedoch auf eine angenehme Weise getäuscht, als die Frau die

stumme Silva in ihre Arme schloß, ihr die Wangen, den Mund und die Hände wiederholt küßte. Dazwischen ließ sie die abgebrochenen Worte hören: „Ach du allerliebstes Kind! — und wenn du wirklich ein kleiner Kobold oder ein Nixenkind wärest, wie die Leute behaupten — ich möchte dich dennoch vor Liebe aufessen. Nicht einen — ein ganzes Dutzend Hechte sollst du haben und sollte ich sie selbst stehlen müssen. Und Erdbeeren — den größten Topf voll — will ich dir kaufen und was noch sonst dein Herz wünscht. Ach, wie unglücklich wäre ich jetzt, wenn du, kleine Taucherente, nicht gewesen wärest.“

„Ja, das ist wahr“, mengte sich ein Bürger hinein, „schwimmen konnte sie trotz einem Welse und untertauchen gleich einer Fischotter.“

Hier wurde die eingedrungene Gesellschaft durch Peter und Martin vermehrt, welche athemlos und noch blaß vor Schreck, anlangten. Kaum erblickte sie Silva, als sie schnell auf sie losschoß und sie heftig fragte: „Habt ihr meine Bücher mitgebracht?“

„Ei was Bücher!“ rief eine andere Frau, „wo es um Menschenleben sich handelt, denkt man nicht an das papierne Zeug.“

Diese geringschätzige Rede bewog Silva, einen aufmerksamen Blick auf ihren Vater zu werfen, welcher jedoch die kleine Beleidigung überhört zu haben schien und sich mit der Frage an seine beiden Colporteurs wendete, was denn eigentlich vorgefallen sei?

Peter und Martin öffneten schon die Lippen, um die gewünschte Auskunft zu ertheilen, als die zuerst aufgetretene Frau ihnen schnell zuvorkam.

„Niemand kann Euch die Sache besser erzählen, als

ich, Meister Gutenberg", sagte sie eifrig, „geht sie mich doch am nächsten an. Also: die beiden Jungen da und Euer Ziehkind wollten nach Kehl hinüber. Ich sah sie mit ihren Bündeln beladen bei unsrer Hütte vorüberziehen, denn Ihr müßt wissen, daß mein Mann ein Fischer ist und wir daher zunächst des Rheines wohnen. Auch wird mich Euer Wildfang noch recht gut kennen, denn er hat mir ja neulich einen Hecht aus dem Fasse wegstibitzt. Aber ich gedenke, ihr jedes damals gesagte harte Wort mit Fischen zu vergelten. Nun weiter! Auf der Rheinbrücke standen meine beiden Kinder, der Anton von 6 und die Käthe von 3 Jahren. Dort schauten sie unsern Paar Gänsen zu, die zwischen den Pfeilern im Wasser herumtrieben. Nun ist das Brückengeländer wohl für große, verständige Menschen, aber nicht für kleine, unverständige Kinder berechnet, was ich nun erst eingesehen habe. Wie also meine Käthe den Leib, was ich freilich nicht sah, denn ich strickte gerade an einem Oggelnetze, über die unterste, niedrige Querpfoste legt, die zwischen der oberen über eine Elle breit Raum läßt, so wird ihr Kopf schwerer, als die Beine, so habe ich es mir wenigstens gedacht, und, na, ich hörte plötzlich einen lauten Schrei und sehe beim Aufblicken mein Käthchen, das ich unter Tausenden an ihrem feuerrothen Röckchen kenne, gerade in das Wasser klatschen, als schlüge man mit einem flachen Ruder darauf. O heiliger Antonius! da wurde mir ganz kesselschwarz vor den Augen und wie Bleiklumpen hingen mir die Beine am Leibe. Als ich wieder aufschaue, nach meinem Manne schreie und zum Flusse hinwanke: da thuts von der Brücke herab einen zweiten Plumps in's Wasser. Ich denke schon, daß mein dummer Anton seinem Schwesterchen nachge=

sprungen sei und wollte darum vollends aus der Haut fahren. Hätte ich den Jungen nicht noch oben auf der Brücke aus vollem Halse schreien hören, würde ich meine Befürchtung für gegründet gehalten haben, denn auf dem ganzen Rheine sah man nichts mehr als ein Paar Wasserblasen aufsteigen. Auf einmal aber kam ein pechschwarzer Kopf, dieser da!" sie zeigte auf Silva's Haupt, „aus dem Wasser empor und daran hing noch ein zweiter, derjenige meiner Käthe, den die kleine Hexe mit den Zähnen an den Haaren im Genicke gepackt hielt. Hätte sie es anders gemacht, wäre mein Mädel ohne Zweifel auf dem Wege bis an's Ufer ertrunken. Darauf ging ein Plätschern in dem tiefen Rheine los, daß es eine Lust war, zuzusehen, obgleich mir alle Glieder dabei zitterten und die Haare zu Berge standen."

„Ja", hob ein Mann an, „und selbst die Stromschnelle bei der Schiffmühle brachte die Nixentochter nicht weit von der geraden Linie ab. Ich gäbe was drum, könnte ich's ihr nachthun."

„Fabian, unser Nachbar", fuhr die Fischersfrau fort, „schiffte ihr ein Stück entgegen. Aber nein! sie wich ihm absichtlich aus und kam glücklich an's Ufer. Ich aber ließ mein Käthchen, da sie wieder zu sich kam, in meines Mannes Händen, um dem guten wilden Kinde zu danken. Einen ganzen Zuber voll frischer Fische soll sie morgen haben und sich alle Markttage überdieß noch einen auslesen dürfen."

„Die gebe ich dir alle, Vater", sprach jetzt Silva, „damit du nicht mehr trocknes Brot zu essen brauchst."

Johannes antwortete nichts, sondern schloß das Kind in seine Arme, welches ihn dabei mit einem Blicke ansah,

in welchem keine Spur von Wildheit mehr, sondern der Ausdruck der innigsten Liebe lag.

„Fühlst du ganz, meine Silva", sprach nun Johannes, „die Seligkeit, etwas Gutes gethan — namentlich ein Menschenleben gerettet zu haben? Ja, ich hoffe es gewiß, du wirst durch den heutigen Vorfall immer mehr das Glück erkennen, ein Mensch zu sein und kein wildes Thier."

Daß dieß wirklich der Fall sei, bezeugte Silva's ganzes Aussehen.

Auch Ennel sah sich mit derselben jetzt erst völlig ausgesöhnt. „Du hast", sprach sie lobend, „die Scharte von neulich glücklich ausgewetzt. Ist es nicht ein himmelweiter Unterschied, sich von den Leuten gelobt, anstatt gescholten und geschlagen zu sehen?"

Aber trotz des bestandenen Rheinbades war der alte Adam in Silva immer noch nicht ganz ersäuft worden. Zuweilen schaute er noch recht groß und breit aus ihr heraus und bewies dadurch auf's Neue, daß das Menschenherz ein trotzig und verzagtes Ding sei, welches wohl das Wollen des Guten, aber nicht immer das Vollbringen habe.

Heilmann und Gutenberg hatten sich scheinbar mit einander ausgesöhnt. Sie sahen ein, daß Feindschaft wider ihren gemeinsamen Vortheil sei und ordneten daher dieser Einsicht ihre beiderseitigen Empfindungen unter. Selbst gegen Silva schien der Papiermüller allen Groll vergessen zu haben; wenigstens stellte er sich freundlich gegen das Mädchen, wenn er zu Gutenberg kam oder dieser mit seiner Tochter den Müller besuchte. Silva hingegen vermochte das Andenken an die in der Papiermühle erlittene harte Behandlung nicht aus ihrem Gedächtnisse zu tilgen und

ihr Antlitz war, dem Müller gegenüber, der treue Spiegel ihres Inneren — finster — kalt.

In Gutenbergs kleinem Garten stand ein Baum, — man hätte ihn den Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen nennen können — welcher die schönsten Herzkirschen trug. Wohl hatte Silva seine schwarzen Früchte oft verlangend beäugelt, jedoch sich von der zuredenden Stimme ihrer Sinnlichkeit nicht verführen lassen, den Baum zu plündern. Johannes belohnte diese Standhaftigkeit dadurch, daß er von Silva, dem geschickten Baumkletterer, die Kirschen abpflücken ließ, wobei sie ihren richtigen Antheil davon bekam. Ein Mäßchen der schönsten legte Johannes in ein Körbchen, um sie dem Papiermüller — einem großen Liebhaber von Herzkischen — zum Geschenke zu machen.

Nach dem Mittagsessen wendete sich Johannes an Silva:

„Tochter," hob er an, „ich will dir einen recht großen Beweis meines Zutrauens zu dir geben. Du sollst dieses Körbchen mit Kirschen in die Papiermühle tragen und an Meister Heilmann abliefern. Sie sind alle gezählt und der Müller würde es sogleich wissen, wenn du auch nur eine davon naschtest. Denn in diesem Briefe, den ich dir mitgebe, ist die Zahl der Kirschen genau angegeben. Du wirst mir jedoch gewiß nicht den Kummer machen, und dich von deiner Begierde hinreißen lassen."

Gutenberg sagte den Inhalt dieser Rede auf eine, der Fassungskraft Silva's angemessenere Weise, denn so weit war diese noch nicht gelangt, alle oben angeführten Worte richtig zu verstehen. Daß aber Gutenberg demohnerachtet nicht dem Mädchen deutlich zu machen vermocht hatte, welch'

eine Bewandniß es mit dem Briefe habe, da Silva noch keinen Begriff von der Schreibekunst hatte, wird aus dem Folgenden ersehen werden.

Silva begab sich auf den Weg — derselbe war sehr staubig und darum dursterregend. Dazu brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab wie ein Brennglas. Silva stand, so zu sagen, an der Quelle, und durfte nicht trinken. Sie hob den Deckel von dem Körbchen ab und da lagen die saftigen, glänzenden Kirschen vor ihren lüsternen Augen. Sie nahm eine beim Stiele und brachte sie zu den trocknen Lippen, welche sich verlangend an die liebliche Frucht legten — und zogen. Ehe sie sich's versah, quoll der rothe Saft durch die zersprengte Hülle ihr in den Mund. Und gleichwie der Tiger, wenn er einmal Blut geschmeckt, des Mordens kein Ende findet, also Silva, die mit dem Genusse jeder Kirsche immer begieriger nach weiterer Lust wurde. Das Thierische ihrer Natur warf alle Schranken der seither genossenen Erziehung darnieder und ruhete nicht eher, als bis das Körbchen völlig geleert war, obschon Silva mehrmals den Versuch machte, ihrer weitern Räuberei ein Ziel zu setzen. Nun erwachte aber auch das böse Gewissen in aller seiner Kraft. Sie versuchte dasselbe durch den leidigen Trostgrund niederzuschlagen, daß ja Niemand die begangene Sünde mit angesehen habe. Die Drohung Gutenbergs, daß das mitgegebene Stück Papier an ihr zum Verräther werden würde, hielt sie für erdichtet, um sie zu schrecken. Sie mochte den Brief umwenden und von allen Seiten besehen, sie entdeckte weder Augen noch Ohren, noch einen Mund daran, welche ihre Naschhaftigkeit beobachtet haben oder solche dem Müller wieder erzählen konnten. Zeigte es doch nicht einmal Le-

ben, das weiße mit schwarzen Buchstaben bekritzelte Stück Papier!

Also sich übel und böse beruhigend, langte sie bei der Mühle an, wo sie das leere Körbchen unter einem Strauche verbarg und dann mit klopfendem Herzen in den Hof trat, wo sie sogleich auf den Meister selbst stieß. Dieser las den Brief Gutenbergs durch und fragte dann heftig: „Nun, wo hast du denn die Kirschen, die mir dein Pflegevater mitschickt?"

Diese unerwartete Frage brachte Silva aus ihrer Fassung.

Das Sprüchwort sagt: „Wer lügt, der stiehlt." Es sollte aber umgekehrt heißen; denn jeder Dieb leugnet seine That. So auch Silva, nach dem sie sich in etwas erholt hatte. Sie behauptete, keine Kirschen für den Papiermüller erhalten zu haben und war froh, als Heilmann ihr zu glauben schien, sie ein Weilchen warten hieß und dann mit einem Schreiben an Gutenberg entließ.

Nach Hause zurückgekehrt, setzte Silva das Körbchen hin, brachte ihrem Vater Heilmanns Brief und freute sich innerlich, daß ihr Fehltritt beiden Männern verborgen geblieben war. Sie sah sich aber schrecklich betrogen, als Johannes mit strengem Tone sagte: „Unglückliches Kind, du hast also mein Vertrauen getäuscht — hast die Kirschen verzehrt und auch noch gelogen! So ist denn alle meine Mühe an dir verloren gewesen! Schweig!" rief er heftiger, als Silva ihre That zu leugnen versuchte — „vergrößere deine Sünde nicht noch mehr! Hier im Briefe stehts deutlich, daß du dem Müller die Kirschen nicht eingehändigt hast."

Mechanisch — ungläubig blickte Silva mit langem

Halse in das verrätherische Papier, konnte aber trotz allen Suchens nichts weiter entdecken, als eine schwarze Kritzelei, die doch unmöglich der Verräther ihrer That sein konnte.

Gutenberg aber war innig betrübt. Er verzweifelte fast, aus Silva ein christliches, den göttlichen Geboten gehorsames Kind zu erziehen. Nach den strenggläubigen Begriffen der damaligen Zeit fürchtete er, daß, weil Silva doch wohl nicht getauft worden sei, der Teufel in ihr wohne und seine Bemühungen bei dem Mädchen fruchtlos mache. Er nahm deshalb seine Zuflucht wieder zu dem Pater Melcher, welchem er seine Bedenklichkeiten mittheilte und von ihm zu wissen begehrte, wie er das Mädchen behandeln sollte.

„Allerdings,“ versetzte der Pater, „ist der Lüge Vater der Teufel und des Menschen Sinnlichkeit die Larve, hinter welcher er sich versteckt. Doch ist deswegen das Mädchen noch keine Heidin unbedingt, denn es gibt nur zu viele Christen, welche Eurer Pflegetochter ähneln. Auch würde ihr das Bad der heiligen Taufe wenig helfen, da sie, wie Ihr selbst zugesteht, die Lehren unserer heiligen Lehrer noch wenig kennt. Bevor wir sie aber in denselben unterrichten, muß sie erst völlig unsere Sprache verstehen lernen und bekannter mit den Anforderungen menschlicher Bildung werden. Sagt mir doch, weiß Silva sich ihres frühern Lebens, so wie des unglücklichen Zufalls nicht zu entsinnen, welcher sie ihre Menschenwürde verlieren ließ?“

„Es ist so viel wie nichts,“ erwiderte Gutenberg, „was wir von ihr herausbrachten. Auch führen wir sie nicht gern auf ihr Leben in der Wildniß zurück, weil sie dann mit der Erinnerung zugleich in jenen Zustand der Verwilderung selbst verfällt und erst nach mehrern Tagen sich

wieder an ihre jetzige Lebensweise gewöhnt. Warum ich vermuthe, daß sie eher deutscher als französischer Abkunft sei, ist der aus ihrem frühern Leben verbliebene Ueberrest der menschlichen Sprache, welcher in den beiden Wörtern: „vau" oder „fau" und „hann" bestand, und in der französischen Sprache kaum, in der deutschen hingegen häufig vorkommt. Doch, Ehrwürden, was rathet Ihr mir, dem Kinde zu thun, weil es gelogen und genascht hat? Ich wollte Silva nicht strafen, ohne Eure Meinung vernommen zu haben."

„Da das Mädchen," antwortete der Pater, „noch manche thierische Unart zeigt, so dürfte eine körperliche Züchtigung nicht am unrechten Orte sein, denn wo die Vernunft mangelt, muß die Ruthe helfend eintreten. Doch, seid Ihr auch überzeugt, daß Silva dann Euch nicht davon laufen wird? oder eine körperliche Züchtigung auf sie den gewünschten Eindruck machen wird?"

Gutenberg machte ein bedenkliches Gesicht. „Zu trauen ist ihr freilich nicht," entgegnete er, „obschon es scheint, als sei sie mir nicht gram. Als sie von den Marktweibern durchgebläut worden war, schien sie sich eben nicht viel aus den Schmerzen zu machen. Dagegen darf ihr meine Frau nur ein Paar Püffe versetzen, so droht sie schon, Reißaus zu nehmen."

„Ich habe auch schon eine ähnliche Erfahrung bei meinen Schulknaben gemacht," sagte der Pater. „Diese schlagen einander oft braun und blau, achten aber der empfangenen Verletzungen so wenig, daß sie darüber kein Wort gegen ihre Angehörigen äußern. Dagegen darf ich einen von ihnen einmal im gerechtem Zorne einen etwas

derben Schlag zumessen, so erheben der Geschlagene und dessen Aeltern ein Zetergeschrei über mich.“

„Darum möchte ich auch nicht an Eurer Stelle sein,“ sagte Gutenberg und ging nach ausgesprochenem Danke heim.

Elftes Kapitel.

Der wiederholte Sündenfall.

Während Gutenberg bei dem Pater gewesen war, hatten Peter und Martin die Stelle eines Erziehers bei Silva vertreten.

„Du hast ganz schlecht gehandelt,“ hatte Peter zu ihr angehoben, „daß du die ganzen Kirschen für den Papiermüller genascht hast. Es wäre noch eher zu verzeihen gewesen, wenn du nicht vorher eine Menge zu essen bekommen hättest.“

„Und furchtbar dumm bist du auch gewesen,“ fuhr Martin fort, „wie konntest du nur denken, daß es weder der Müller, noch dein Vater merken würde, da es doch im Briefe stand?“

Bisher hatte Silva stumm auf ihrem Sitze gesessen. Jetzt hob sie den unruhigen Blick empor und sagte: „Ich bin schlecht und dumm gewesen, wie ihr sagt; aber, Martin, wie konnte nur der Müller wissen, daß ich ihm Kirschen bringen sollte und wie der Vater, daß — daß ich sie

weggenascht hatte? Sie waren doch beide weit von einander entfernt und konnten nicht zusammen reden."

„Aber sie haben es einander geschrieben!" rief Peter hitzig.

„Das verstehe ich eben nicht", erwiderte Silva. „Wenn ihr schreibt, so macht ihr, wie ich gesehen habe, kleine schwarze Strichel auf das Papier. Diese aber können doch unmöglich sprechen wie meine Zunge und mein Mund."

„Ich will dir's gleich beweisen", sagte Martin, „geh mit mir in jenen Winkel, weit weg vom Peter. Dort sage mir etwas ganz leise in's Ohr; ich will es dann aufschreiben und Peter soll es wissen, ohne daß ich mit ihm gesprochen habe. Nun, was willst du mir sagen?"

„Ich möchte einen Baum voll reifer Kirschen haben", sagte Silva heimlich, „um sie dem Vater zu schenken, daß er wieder gut wird."

Martin schrieb diese Worte schnell auf einen Papierstreifen, den er der Silva übergab. „Da," sprach er, „trage es dem Peter hin. Er wird dir sagen, was Du mir in's Ohr gesprochen hast."

Dieß wollte Silva gar sehr bezweifeln, verwunderte sich jedoch nicht wenig, als Peter ihre Worte richtig ablas. „Nun sage mir auch etwas", sprach dieser „und Martin soll es dann errathen."

„Ich möchte auch so klug sein wie du und Martin," dictirte Silva — und Martin las wieder her, was Peter fern von ihm aufgeschrieben hatte. Dem Mädchen schwindelte ordentlich über diese anscheinende Zauberei. In der Zeit ihres Aufenthaltes im Gutenberg'schen Hause hatte Silva mehrmals schon von Zauberei und Hexen, an welche damals noch stark geglaubt wurde, gehört. Sie war nicht

übel geneigt, die unhörbare Sprache der Schrift für eine Hexerei zu halten und sprach diese Ansicht auch unverholen gegen die Knaben aus. Diese lachten erst darüber, später aber wurde Peter nachdenkend und sagte zu Martin: „Sie hat nicht ganz unrecht, die Schreibekunst für eine Art Zauberei zu halten. Wenn ich überlege, daß durch sie zwei Menschen, die tausend Meilen von einander sind, zusammen reden können — ja, daß selbst längst gestorbener Menschen Worte uns noch hörbar sind: so wundere ich mich beinahe wie Silva. Mußte diese nicht in dem zusammengebrochenen Papiere, daß sie dem Müller überbringen sollte, einen Geist eingeschlossen wähnen, der, obschon unsichtbar, ihre Handlungen belauschte und verrieth!

„Daran habe ich wirklich noch nie gedacht", versetzte Martin, „weil man das Ding schon so gewohnt ist. Aber einem wilden Menschen muß es freilich unbegreiflich vorkommen."

„Mit der Buchdruckerkunst verhält es sich eben so", sagte Peter, „da hat mich meine Muhme schon himmelhoch gebeten, um meiner Seele Seligkeit willen die Arbeit bei unserm Meister aufzugeben, weil seine Kunst eine Erfindung des Teufels sei."

Martin öffnete eben den Mund, um eine ähnliche Erwiderung zu geben, als Gutenbergs Rückkehr ihn daran hinderte. Silva kam diesmal noch mit einer bloßen Drohung davon, mußte sich aber ihren Fehltritt oft von Ennel vorwerfen lassen.

Der Sommer verging schnell wie jeder Sommer. Das Grün der Wiesen, Felder und Wälder verblich, ward gelb und roth, was nach der großen Uhr der Natur die Zeit des Herbstes bedeutet. Als die Pflaumen in Gutenbergs

Garten von einem lasurblauen Hauche geschminkt wurden und berstend vor Süßigkeit und Reife, das goldgelbe Fleisch zur Schau trugen, durfte Silva wieder ihrer Gewohnheit in der Wildniß nachgehen und die Bäume erklettern, um sie auf schonende Weise ihrer Früchte zu entledigen. Und wiederum packte Gutenberg drei Schock der schönsten Pflaumen in ein Körchen, um solche durch Silva dem Papiermüller zu übersenden. Dabei sprach er lächelnd und doch zugleich ernst: „Wird Silva, gleich der Eva nochmals in den verbotenen Apfel beißen und von den Pflaumen nehmen, wie sie einst mit den Kirschen gethan?"

Erröthend senkte Silva das Auge zu Boden.

„Ich gebe dir wieder einen stillen Beobachter mit", fuhr er fort, indem er ihr ein Briefchen einhändigte, „welcher dich sofort verrathen wird, solltest du dich auf's Neue versündigen. Doch ich fürchte dieß nicht, da meine Silva seitdem das wilde Mädchen ganz von sich gejagt hat."

„Zuweilen schaut es noch zum Fenster herein, wenn du nicht daheim bist," sagte Ennel spöttisch.

„Sieh," sprach Johannes weiter, „ich würde diese Pflaumen selbst zu Heilmann tragen, wenn ich dich nicht auf die Probe stellen wollte, ob du im Guten weiter gekommen seist oder nicht. Und nur durch Uebung wird man zum Meister."

Silva marschirte ab und zwar mit dem festen Entschlusse, nicht wieder zu sündigen. Unterwegs dachte sie über den seltsamen Beobachter in dem zusammengefalteten Stück Papiere nach. Trotz dem, daß die beiden Knaben sie früher schon durch den Augenschein zu überzeugen gesucht hatten, wollte sie immer noch nicht an die unbedingte Möglichkeit eines Verraths glauben, besonders wenn sie

mit einiger Klugheit zu Werke ginge. Die Naschgierde erwachte zwar nicht wieder in ihr; dafür aber eine andere — die Neugierde, die, zumal bei dem weiblichen Geschlechte, oft noch schwerer zu besiegen ist, als jene. Sie und nicht die Genußsucht hatte ja auch unsere Aeltermutter Eva verführt, von dem verbotenen Baume zu essen. Darf man sich daher wundern, wenn eine ihrer Enkelinnen es ihr nachthat? Sie wollte den vermeinten Geist in dem versiegelten Briefe prüfen, ob er wirklich allwissend sei. In dieser Absicht nahm sie letztern und legte ihn unter einen großen Stein, worauf sie mit dem Körbchen eine weite Strecke abseits ging und in das fast undurchdringliche Dickicht eines kleinen Gehölzes schlüpfte, wo sie drei Pflaumen nahm und verstohlen in ihre Tasche steckte. „Ich will sie ja nicht essen,“ beruhigte sie dabei ihr Gewissen, „sie auch dem Vater ehrlich wiedergeben, wenn er sie wirklich vermissen sollte. Wie er mich — gedenke ich seinen unsichtbaren Beobachter auf die Probe zu stellen. Das ist doch nichts Böses!“

Vorsichtig legte sie die Pflaumen so, daß die drei weggenommenen keine Lücke in dem Körbchen hinterließen und kehrte dann zu dem Briefe zurück, den sie mit scheinbarer Unbefangenheit unter dem Steine hervorzog und zu sich steckte. Sie glaubte, mehr als halb gewonnen zu haben, als Heilmann den Brief durchlas, hierauf die Pflaumen laut überzählte und, ohne ein Wort zu sagen, eine Antwort zu schreiben ging, welche er der Silva nebst dem geleerten Körbchen einhändigte. Diese begab sich, nicht ohne stillen Triumph über ihre gelungene List, auf den Heimweg, der zweiten Hälfte ihrer Probe mit Neugier entgegensehend.

Gutenberg schloß von dem freudestrahlenden Antlitze Silva's auf deren fleckenlos gebliebenes Innere. Schon wollte er diesen Gedanken laut aussprechen, als ein Blick in den erbrochenen Brief Heilmanns ihn andern Sinnes machte. Immer finsterer wurde sein Gesicht, je weiter er las.

Das Schreiben Heilmanns endigte anzüglich also:

„Wenn alle Versuche so unglücklich für Euch ablaufen, wie dieser zweite mit dem wilden Mädchen, so muß sich meine Sorge um das Euch vorgeschossene Kapital um ein Großes mehren. Zwar fehlen an den drei Schocken nur drei Stück, aber man sieht doch den Geist, der aus dem Mädchen spricht und welcher zu keinen erfreulichen Hoffnungen berechtigt. Meinet Ihr übrigens etwa, durch Euer Geschenk mir den Mund zu stopfen, oder die Augen zu blenden, daß ich Eure Schwindeleien weniger sehe oder solche meinen beiden, gleich mir gefährdeten Verbündeten verheimliche: so irret Ihr Euch gänzlich. Bald — ja gewiß recht bald gedenken wir Euch zur Rechenschaft zu ziehen wegen des uns gemachten und nicht erfüllten Versprechens; durch Eure schwarze Kunst aus Lumpen Gold zu schaffen.“

Ohne Zweifel waren es diese Seitenhiebe, welche den sonst so sanftmüthigen Gutenberg äußerst erbitterten. Und wie es zu gehen pflegt, wenn des Menschen Zorn einen willkommenen Ableiter sucht — von Gutenberg war ein solcher schnell gefunden. Als er unter lauten Schmähungen über Silva herfiel und seinen Arm schwer auf deren Kopf und Nacken niedersinken ließ, war diese um so unfähiger zu einer Verantwortung, je unerwarteter ihr der Fall kam. Sie vergaß unter dem Regen von Schlägen der in ihrer Tasche unversehrt liegenden Pflaumen, so wie des

beabsichtigten, freimüthigen Geständnisses über den eigentlichen Beweggrund ihrer Handlung. Zwar machte sie keine Anstrengung, dem Arme Gutenbergs sich zu entwinden, allein mit dem in ihr aufdämmernden Gefühle, daß eine so harte Strafe mit ihrem Vergehen nicht ganz im Einklange stehe, erwachte auch ihr Trotz, welcher sie, als der ermüdete Meister endlich mit Schlagen aufhörte, sofort aus dessen Hause unter dem Vorsatze entspringen machte, nie wieder in dasselbe zurückkehren zu wollen. Silva war und blieb verschwunden, ob auch Gutenberg später seine Uebereilung bitter bereute.

Zwölftes Kapitel.

Der schlimme Vorsatz.

Der Herbstwind blies hohl und rauh durch den Wald, welcher nicht fern von Heilmanns Papiermühle lag. Die Fichten und Tannen rauschten mit den Wipfeln gegeneinander, als wollten sie sich ihr Leid gegenseitig klagen. Die alten schwarzen Eichstämme hingegen schüttelten unwillig ihre Häupter, daß das bunte Laub raschelnd umherflog, und dann, von der Windsbraut erfaßt, in Wirbeln weiter tanzte. Es war um die elfte Stunde der Nacht. Wie auf der Erde die Blätter, also jagten die dunkeln Wolken einander am nächtlichen Himmel hinweg und vergönnten dem Monde nur einzelne Lichtblicke herabzuwerfen. Ein

kleiner freier Platz im Walde zeigte eine schwarze Gestalt, welche still und unbeweglich auf einem Baumstumpfe saß und ihren Blick auf eine zwar nicht umfangreiche, aber tiefe Lache gerichtet hielt. Die sonst so lauten Frösche in derselben waren, die Winternächte spürend, auf den schlammigen Grund schlafen gegangen. Nur das dürre Schilf ächzte gespenstisch in dem trüben Wasser, über welches zuweilen ein Mondstrahl hinwegblitzte.

Die schwarze Gestalt aber war Gutenberg, der arme Gutenberg. Er hatte Alles verloren, sogar die Hoffnung, selbst den Glauben an sich selbst. Andreas Dritzehn war plötzlich gestorben. Sein Bruder und Erbe verlangte von Gutenberg das zum Buchdrucken vorgeschossene Geld zurück. Sofort machten es ihm die beiden andern Verbündeten, Johannes Riffe und Heilmann nach, und verwickelten den hart bedrängten Schwarzkünstler in einen Rechtsstreit, welcher ihn um Alles zu bringen drohte. Was er mit aller Aufopferung mühsam errungen und erfunden: die edle Buchdruckerkunst mit ihren Pressen, Lettern und sonstigem Zubehör, sollte vernichtet werden durch die Habsucht geiziger Reichen. Ihm war es ja nicht um zeitlichen Gewinn zu thun gewesen. Nur das Wohl der Menschheit hatte ihm bei seiner Erfindung vor Augen geschwebt. Doch damit wollte sich der Geiz seiner ehemaligen Verbündeten noch nicht begnügen. Gutenberg sollte auch noch Haus und Garten, seine und seiner Gattin Sachen hergeben, um die erhaltene Geldsumme zu ersetzen. Obschon ihm nun seine Erfindung über alles Geld und Gut ging, so schmerzte ihn doch der Verlust seiner Habe um Ennels willen, welche, statt ihrem Manne die Last tragen zu helfen, ihn täglich

und stündlich mit Vorwürfen überhäufte. Seine theure Kunst vom Untergange zu retten, hatte er den letzten und sauern Versuch gemacht, indem er den auf ihn erbitterten Papiermüller um Beistand anzurufen gegangen war. Geduldig hatte er sich alle Schmähungen des gewinnsüchtigen Mannes gefallen lassen und dagegen immer und immer wieder um das fernere Bestehen seiner Kunst gefleht. Als aber keine Bitte die harte Rinde von Heilmanns Herzen durchbrechen wollte und dieser den bedrängten Gutenberg unerhört von sich wies: da ging derselbe vernichtet von dannen. Was sollte er zu Hause? Neuen Vorwürfen entgegen gehen? oder seinen Schmerz durch den Anblick seiner geliebten Lettern und Pressen erneuen, die er als seine mühvoll erzognen Kinder betrachtete? Er haßte jetzt die Menschen und darum ging er, deren Anblick zu vermeiden, in den finstern Wald hinein. Einige Stunden lang hatte er denselben durchstrichen; die Ermüdung ließ ihn auf jenem Baumstumpfe ein kurzes Ruheplätzchen suchen und finden. Ein tiefes unbeschreibliches Weh zehrte an seinem Innern. Die Zunge klebte ihm trocken am Gaumen und die Brust keuchte unter einer schweren Steinlast. Verlangend blickte sein Auge auf das im Mondscheine aufblitzende Wasser der vor ihm liegenden Lache. Er beneidete die Frösche, welche, friedlich und unbekümmert um das Elend der Erde, auf dem nassen Grunde schlummerten. Es trieb ihn mit mächtiger Sehnsucht, sich zu ihnen zu betten und seinen Kummer zu ersäufen. Je länger er hinschaute, je kälter und ungestümer der Wind ihn umheulte; desto mehr stieg sein Verlangen nach Ruhe.

„So fahre denn hin, du falsche treulose Welt!" rief er laut und stand auf. „Wie du von mir, so mag ich von dir

nichts mehr wissen. Thor ich, daß ich ein wildes Kind zu zähmen mich bemühte! Ist es doch besser, bei Bären und Wölfen zu wohnen als unter gleisnerischen Menschen. Silva, Silva, du bist gerächt!"

Unter diesen Ausrufungen lenkte er seine Schritte der Lache zu, um hinein zu springen. Da fühlte er plötzlich seine Füße durch einen Gegenstand gehemmt, welcher seine Kniee wie mit Polypenarmen umklammerte. Den starren Blick, der schon dem Jenseits zugerichtet war, mit Mühe der Erde noch einmal zulenkend, entdeckte Gutenberg eine menschliche Gestalt, welche, das Haupt abwärts gebeugt, heftig zu seinen Füßen schluchzte. Dieser Ton des Schmerzes fand noch am ersten Anklang in Gutenbergs Herzen. Für jeden andern würde er jetzt taub geblieben sein.

„Bist du auch unglücklich, wie ich?" fragte Gutenberg düster, „nun, so laß uns unser Leid begraben in dem Wasser da."

Auf diese Worte richtete Silva, denn sie war es, ihr Haupt empor und blickte ihrem Wohlthäter mit einem Gemische von Zärtlichkeit und Schmerz in's Angesicht.

„Vater," hob sie, noch immer heftig weinend, an, „ich habe die drei Pflaumen nicht gegessen, wie du mir Schuld gegeben hast. Hier sind sie noch", sie zog die bereits von der Fäulniß ergriffnen Früchte aus ihrer Tasche hervor. „Ich wollte nur prüfen, ob wirklich ein Geist, der um Alles wüßte, in dem Briefe eingeschlossen sei."

„Wohl", versetzte Gutenberg zerstreut, „und was willst du noch?"

„Daß du mir vergibst", weinte Silva.

„Dieß habe ich schon längst gethan", versicherte Gutenberg. „Und was gedenkst du weiter zu thun?"

„Alles, was du mir befiehlst“, sagte Silva mit Herzlichkeit.

„So gehe in die Wildniß zu den Bären und Wölfen zurück“, antwortete Gutenberg. „Ich aber bette mich zu den Fröschen da im Sumpfe.“

„Ach, das thue ja nicht, lieber Vater!“ flehte Silva. „Hu! da ist's kalt, ach so kalt!“

„Nicht so kalt als das menschliche Herz“, sprach Gutenberg. „Gehe zu den Wölfen und Bären zurück, sage ich dir. Bei ihnen hast du es besser, als bei dem treulosen Menschengeschlechte.“

Silva schüttelte den Kopf. „Nein, mein Vater“, versetzte sie, „glaube mir: nun ich weiß, wie schön es unter den guten Menschen ist, graust mir vor den wilden Thieren. Laß mich deine Magd sein, schlage mich so viel du willst, gönne mir nur die Brosamlein von deinem Tische und ich will nie wieder undankbar sein.“

Gutenberg lachte hier bitter.

„Von meinem Tische fallen keine Brosamlein mehr herab“, sagte er, „ich selbst muß nun zum Brosamlein für die Frösche und Würmer da im Sumpfe werden. Bleibe bei den Wölfen und Bären“, rief er heftig.

Indeß hatte Silva ihren Vater bis zu jenem Baumstumpfe hingedrängt, auf welchen sie ihn mit ungewöhnlicher Kraft niederdrückte.

„Weißt du noch“, hob sie an, „wie du voriges Jahr mich auch in diesem Walde unter einem Blätterhaufen fandest?“

Gutentenberg nickte mechanisch.

„Und wie mich Aermste da so fror und du deinen Mantel um mich hülltest?“

Wiederum nickte Gutenberg.

Silva kämpfte einige Minuten lang still mit sich selbst. Dann hob sie schüchtern an: „Mein Vater, hast du gar kein Fünkchen Feuer für deine Silva mehr?"

Als Erklärung dieser Worte konnte das Leben ihres ganzen Körpers dienen, dessen Zähne, wie damals, hörbar gegen einander schlugen.

Hier erwachte Gutenberg aus seinen Träumen. Er blickte auf und sah Silva leichtbekleidet, wie sie vor einigen Wochen aus seinem Hause geflohen war, vor sich stehen. Dieser Anblick rührte ihn.

„Wohl", sprach er, „du sollst mein Erbe sein, armes Kind!" hastig sprang er auf und streifte Mantel und Rock von sich ab. Euch brauche ich ja nimmer wieder", fuhr er, in Bezug auf die genannten Kleidungsstücke, fort, „und den Fröschen bin ich am Ende so willkommner." Mit Gewalt packte er Silva in die Tuchhüllen. Dann setzte er sich in bloßen Aermeln nochmals auf den Baumstumpf hin. „Leb' wohl, Silva", sprach er, dabei dem Mädchen die schwarzen Haare aus dem abgehärmten Antlitze streichend. Er küßte sie auf die weiße Stirn. „Und nun laß mich, Tochter", befahl er, seine Füße von den umschlingenden Armen der laut Weinenden zu befreien suchend.

So fest ihn auch Silva umklammert hielt, würde der stärkere Mann sie endlich doch gewältigt haben, wäre ihr nicht von einer andern Seite eine wirksame Hülfe zu Theil geworden. Gutenberg fühlte nämlich plötzlich, wie zwei Arme, gleich eisernen Reifen, sich zwängend von hinten um seinen Leib legten. Ein widrig fauliger, heißer Athem streifte zugleich seine Wange und als er sich nach dem unverhofften Gesellschafter umsah, erkannte er zwei Reihen

langer, weißer Zähne, welche aus dem Dunkel eines weit aufklaffenden Rachens ihm entgegen glänzten. Ein fürchterliches Brummen und die Beschaffenheit der umfassenden Arme ließen ihn sofort das Geschlecht des Waldungeheuers errathen, welches nichts anders war als ein — tüchtiger Brummbär.

Obschon nun Gutenberg erst vor kurzem die Wölfe und Bären gegen Silva höchlich herausgestrichen hatte, so wollte er doch für seine Person nichts von ihnen wissen, noch weniger von ihnen zerrissen oder gefressen sein. Er hatte nun einmal seinen Leichnam den Fröschen in der Lache zugedacht und gewiß nur aus dieser Absicht suchte er den Bär um seine sicher gefaßte Beute zu bringen.

Zu seiner Ehre muß man aber erwähnen, daß er zuvor für Silva und dann erst für sich sorgte. Darum rief er, im Widerspruche zu seiner vorigen Rede, dem Mädchen, welches das Haupt in seinen Schooß gelegt hielt und darum die Gefahr nicht sah, erschrocken zu:

„Um aller Heiligen willen, rette dich, mein Kind! Ein Bär hat mich gefaßt!"

Als Letzterer merkte, das sein Opfer Miene machte, ihm zu entrinnen, schnürte er die Schlinge um Gutenbergs Leib fester zu, so daß diesem das Athmen und mithin das Sprechen schwerer wurde.

Silva blickte auf. Sie sprang schnell empor, so wie sie ihren Vater in Gefahr sah. Anstatt aber, wie ihr geboten worden, die Flucht zu ergreifen, näherte sie sich vielmehr dem brummenden Ungethüme und ahmte dessen tiefe Gurgeltöne nach. Dabei packte sie die Tatzen des Bärs

und bemühte sich, dieselben mit aller Gewalt von Gutenberg zu entfernen. Petz verstand Unrecht, ließ seine Beute los, um grimmig auf seinen jungen Feind loszugehen. Doch Silva wiederholte ihr Brummen, welches später in ein frohes Jauchzen überging. Denn das Thier wurde plötzlich verwandelt und zum zahmen Pudel, mit welchem Silva vornehmen konnte, was sie wollte. Das Mädchen zauste dem Bären die zottigen Ohren, sprang ihm auf den Rücken und klopfte seine Schultern, wobei gegenseitige Freudenbezeigungen gewechselt wurden.

Indessen stand Gutenberg ganz unschlüssig einige Schritte davon und sah voll Erstaunen die so unerwartete Scene mit an. Als er später sich der Gruppe näherte, um Silva abseits zu ziehen, kam er in Gefahr, von dem wüthend auf ihn eingehenden Bären zerrissen zu werden. Silva hatte alle Mühe, ihren alten Bekannten wieder auf zahmere Gedanken zu bringen. Dann sagte sie zu Gutenberg: „Lieber Vater, dieser Bär ist auch mein Vater gewesen, ohne welchen ich in der Wildniß sicher verdorben wäre. Sogleich darf ich ihn schon nicht wieder verlassen, obschon ich lieber bei dir und Mutter Ennel wäre. Geh' immer voraus, lieber Vater! Vielleicht gelingt es mir später, mich von meinem alten Bärenvater wegzuschleichen." Gutenberg zögerte. Als Silva seine weißen Hemdärmel in dem nächtlichen Halbdunkel leuchten sah, streifte sie den empfangenen Mantel von sich ab und warf ihn mitleidig ihrem Wohlthäter zu. Doch der Bär apportirte wie ein Hund nach dem Kleidungsstücke und litt nicht, daß ein anderer sich dasselbe aneigne. Es blieb demnach dem Gutenberg nichts übrig, als ohne Rock und Mantel sich auf den Heimweg zu begeben. In die Sumpflache zu springen,

fiel ihm nicht mehr ein, obgleich er jetzt noch ärmer war als vorhin. So sonderbar ist der Mensch! Als Gutenberg noch im warmen Rocke und Mantel steckte, hatte er recht ruhig von dem Hineinspringen in die kalte Lache reden können. Jetzt aber, wo er vor Frost, wie vorhin Silva, zitterte, kam ihm das noch frostigere Wasserbad doch ein wenig zu abschreckend vor. Hierzu gesellte sich auch eine leicht verzeihliche Neugierde, wie sich wohl noch die Geschichte mit Silva und dem Bären endigen werde, und der, obschon leidige, doch tröstende Gedanke, daß er immer noch nicht der unglücklichste aller Menschen sei, indem Silva ihm hierin nichts nachgebe. Ueberdieß überlegte er jetzt erst, wie undankbar er gegen seine Ennel handeln würde, wollte er durch seinen freiwilligen Tod die Aermste hülflos zurücklassen. Je länger er sich seinen unchristlichen Entschluß, ein Selbstmörder zu werden, vorhielt, desto strafbarer und gottloser erschien ihm nun derselbe. Und wenn auch seine Gläubiger ihm die Druckpressen und Lettern, Haus und Garten nahmen — blieb ihm nicht der liebe Gott, seine Ennel und der Ruhm: der Erfinder der Buchdruckerkunst gewesen zu sein? Blieb ihm nicht der Geist noch, welcher aus Holz und Metall neue Pressen und Lettern schaffen, ein anderes Haus und einen andern Garten erwerben konnte? Und er selbst sollte muthwillig diesen schaffenden Geist mit dem Körper zugleich ersäufen wollen? Welche Thorheit! Die Hoffnung zog wieder siegend in sein Herz hinein und mit ihr der Muth, allen Stürmen des Lebens unerschrocken entgegen zu treten. Mit ganz anderm Auge als vorhin schaute er jetzt zu dem nächtlichen Himmel empor, wo der Vater

thront, dessen Kinder und Erben wir werden sollen. Die Brust voll freudigen Gottvertrauens zog er fürder.

Dreizehntes Kapitel.

Der Aufschluß.

Nachdem Gutenberg nicht ohne Mühe das Ende des Waldes erreicht hatte, blieb er stehen, um wo möglich Silva's Ankunft zu erwarten. Als er aber länger denn eine Stunde vergeblich gestanden hatte, zwang die bittere Kälte ihn, den Leichtbekleideten, seine Wohnung aufzusuchen. Auf dem halben Wege sah er sich zu seiner freudigen Ueberraschung von Silva eingeholt, welche außer Athem, ohne Rock und Mantel, wie ein leichtfüßiges Reh ihm nachgerannt kam.

„Vater Bär“, erzählte sie später, „hält deinen Rock und Mantel, in ein Bündel zusammengerollt, in seinen Tatzen und denkt immer, ich sei es, die ich mich, als er eingeschlafeu war, heimlich von ihm fortgestohlen habe. Morgen, lieber Vater, will ich dem Petz meinen Besuch machen und dabei deine Kleider abholen.“

„Und wie bist du mit dem schwarzbraunen Ungeheuer so vertraut worden?“ fragte Gutenberg neugierig. „Was weißt du noch von deinem frühern Leben?“

In dieser Stunde kam die Erinnerung lebendiger als je bei Silva zurück. Herz und Mund ging ihr auf.

„Ich habe nicht immer im Walde gelebt“, erzählte sie.

„Auch entsinne ich mich, daß ich schon einmal reden gekonnt, aber dann wieder verlernt habe, weil Niemand mehr mit mir sprach. Bloß das Wort: „„Bau““ ist mir im Gedächtnisse geblieben, weil es mein Vater und meine Mutter oft sagten. Wer diese aber gewesen sind und wo sie gewohnt haben, weiß ich nicht anzugeben. Noch schwebt mir das Bild einer Frau vor, welche ich „„Hann““ rief. Dann aber war ich auf einmal in einem finstern Walde, wo ich von einem häßlichen Weibe an der Hand geführt wurde und laut weinte, weil ich mich vor ihr fürchtete. Noch waren eine Menge wild aussehender Männer bei ihr, welche ein großes Feuer anzündeten, bei dessen Scheine ich endlich einschlief. Als ich erwachte, war es heller Tag und ich allein. Laut rief ich nun nach meiner Mutter und der Hann', statt ihrer aber kam ein großer Hund, oder eher ein Wolf, welcher mir seine großen Zähne herwies und mich beim Halse packen wollte. In diesem Augenblicke schlug ihn mein nachheriger Bärenvater mit einem Hiebe seiner Tatze zu Boden, worauf sich beide noch ein Weilchen herumwürgten, bis der Wolf todt an der Erde lag. Hierauf wurde derselbe und ich dazu von dem Bären in eine Höhle geschleppt, wo mich der Bär leckte und wie ein Hundel so zahm that. Auch sollte ich mit aller Gewalt von dem todten Wolfe essen, wozu ich mich aber damals noch nicht entschließen konnte. Später hat mich der Hunger gezwungen, von der Beute zu genießen, welche mein Bärenvater heim brachte. Ohne denselben wäre ich verhungert oder im Winter erfroren. So aber sorgte er für meinen Unterhalt, bis ich selbst lernte, meine Nahrung zu suchen und zu finden, und wenn es kalt wurde, wärmte ich mich dadurch, daß ich mich an die Seite meines im

Winter meistentheils schlafenden Bärenvaters bettete und mit dem Wolfsfelle zudeckte. Wie lange ich dieses Leben geführt habe, weiß ich nicht anzugeben. Endlich entdeckten mich einige Bauern, als ich auf einen hohen Baum geklettert war, um Vogelnester auszunehmen. Sie nahmen mich gefangen und brachten mich in ein großes, finsteres Haus, wo ich aber bald entwischte. Das Weitere ist dir bekannt. Jetzt erst fühle ich ganz, welch' ein unglückliches Leben ich geführt habe und was ich dir, mein Vater, zu danken habe."

„Wenn dieß doch alle Kinder erkennten", versetzte Gutenberg, „und wie sie ohne menschliche, vernünftige Erziehung zu Wölfen und Bären werden müßten. Darum hat es der ärmste, elendeste Mensch immer noch weit besser als das vorzüglichste Thier."

„Und doch wolltest du dich zu den Fröschen im Sumpfe vorhin betten!" sprach Silva, ohne Arges zu denken. „Ach! es lag sich schon schlecht genug in der Höhle neben dem warmen Bärenvater; geschweige bei den kalten Fröschen, obschon sie sonst meine Lieblingsspeise waren."

Gutenberg fühlte sich tief beschämt. Offen gestand er sein Unrecht ein.

„Vorhin", sprach er, „hatte ich gänzlich meiner Menschenwürde vergessen. Es soll nimmer wieder geschehen. Nicht umsonst soll der liebe Gott die Augen mir geöffnet haben, indem er mich in dir ein noch weit unglücklicheres Geschöpf auffinden ließ als ich bin, und durch die Nähe des Todes mich zurückschreckte, denselben mir selbst zu geben."

Obschon es noch völlig Nacht war, so ging es doch bereits auf den Morgen los, als Gutenberg und Silva

Straßburg erreichten. Gleich dem zeigenden Sterne der drei Weisen aus dem Morgenlande, begrüßte Gutenberg dießmal froh den hellen Schein des Lämpchens, welcher ihnen schon von fern aus der Wohnstube entgegenflimmerte. Noch war Ennel wach und in tausend Aengsten wegen des langen Außenbleibens ihres Mannes. Sie empfing ihn deshalb mit Vorwürfen, welche sich verdoppelten, als sie Rock und Mantel an ihm vermißte, aber später in zärtliche Vorwürfe und zuletzt in Dankpreisungen Gottes übergingen, sobald sie von dem beabsichtigten Selbstmorde ihres Johannes und dessen Verhinderung durch Silva vernahm. So tröstet sich oft der Mensch schnell über ein erlittenes Unglück, wenn ihm ein weit größres in Aussicht gestellt wird, welches hätte geschehen können. Darum wurde auch Silva mit doppelter Freude von Ennel empfangen, obschon die Zukunft recht trübe über ihrer Hütte hing. Silva aber gestand laut und dankbar, daß es in dem warmen Stübchen und in dem noch wärmeren, weichen Bette ihrer Pflegeeltern tausendmal besser sei als in dem Walde und in der Höhle des Bären. Sie fühlte sich jetzt gründlich geheilt von dem letzten Ueberreste ihrer ehemaligen Verwilderung, und nahm sich fest vor, nie wieder ihren Pflegeeltern davonlaufen zu wollen.

Des andern Tages machte sich Silva auf, die Kleidungsstücke ihres Vaters aus dem Walde zu holen. Gutenberg, welcher derselben jetzt mehr als sonst benöthigt war, begleitete aus ängstlicher Fürsorge seine wiedergefundene Tochter. Nicht weit vom Walde kam ihnen ein Mann entgegen, welcher mit Hast erzählte, daß man einen großen Bären entdeckt habe und Jagd auf ihn mache, weil er, wie man an den gefundenen Ueberbleibseln von Klei-

dungsstücken ersehe, bereits einen Menschen zerrissen habe. Diese Erzählung beflügelte Silva's Schritte. Die Angst um das Leben ihres Bärenvaters bewog sie, ihren Pflegevater zu verlassen, welcher dem davonstürmenden Mädchen nicht so schnell zu folgen vermochte. Im Nu war sie ihm aus den Augen entschwunden.

Gutenberg brauchte nur dem Lärm der Jagd zu folgen, welcher ihm aus dem Walde entgegen tönte, um Silva wiederzufinden. Beim raschen Vordringen vernahm er ein vielstimmiges Jubelgeschrei, dem sich der Wehruf einer einzelnen Stimme anschloß. Als er die Gebüsche theilte, sah er die ihm so merkwürdig gewordene Sumpflache und den kleinen freien Platz vor sich, welcher mit einer Menge von Männern bedeckt war, die insgesammt auf einem Haufen standen und einen am Boden liegenden Gegenstand umringten. Ein dumpfes, mächtiges Stöhnen, welches bald längere, bald kürzere Pausen machte, wurde von den Jammertönen eines Kindes begleitet, in welcher Gutenberg die Stimme Silva's erkannte. Rufend und fragend zugleich näherte sich Gutenberg dem Jägerhaufen, welcher sich bei seinem Erscheinen auseinander gab und den zu Boden gestreckten Bären sehen ließ, in dessen Leibe sechs bis acht Jagdspieße, bis an den Schaft eingebohrt, steckten. Heilmann war nicht der letzte unter den Schützen. Sein Spieß hielt den Hals des Ungeheuers fest an der Erde genagelt. Des herbeieilenden Gutenbergs ansichtig werdend, verwandelte sich seine triumphirende Miene in eine erschreckende.

„Ist es sein Geist?" rief er betroffen und mit Bezug auf den Schwarzkünstler aus. „Haben wir nicht dieselben Kleider, welche er gestern Abend bei mir in der Mühle

auf dem Leibe trug, zerrissen in den Tatzen des Bären gefunden?"

Gutenberg blieb seinem ehemaligen Verbündeten die Antwort schuldig. Sein Augenmerk ging jetzt bloß auf Silva, welche neben ihrem wilden Wohlthäter hingestreckt lag und unter tausend Thränen dessen ungeheures Haupt abwechselnd küßte und streichelte.

Petz lag im Verscheiden. Sein feuchtes, großes Auge war unverrückt auf das Kind gerichtet, welches wiederum nur Sinn für ihn hatte. Mit jedem Athemzuge des Thieres, wobei der dunkelrothe Rachen die schneeweißen Zähne zeigte, entquollen demselben Ströme dampfenden Blutes. In den Zwischenräumen leckte des Bären heiße Zunge die Hand Silva's, die von dem Blute ihres sonstigen Beschützers geröthet war. Ein kurzes, dumpfes Gebrüll, von welchem die Luft erzitterte, war das Zeichen von dem Verscheiden des Bären, von welchem Gutenberg seine Pflegetochter nur mit Gewalt trennen konnte. Noch einmal erwachte in derselben die frühere Wildheit in ihrem ganzen Umfange. Ihre Augen sprühten, der Mund öffnete sich zum Beißen, die Finger krümmten sich zum Kratzen, als Silva vernahm, wie Heilmann sich seines Sieges über den Bären übermüthig rühmte und über dessen Fell, Tatzen, Schinken und Kopf im Voraus verfügte.

Gutenberg mußte, um jedem ärgerlichen Auftritte vorzubeugen, Silva fest halten. Mit dem Kinde an der Hand und den übel zugerichteten Kleidungsstücken unter dem Arme kehrte er zu seiner Ennel heim.

Und nun geschah schon in den nächsten Tagen, was Gutenbergen von fern gedroht hatte. Er sah seine mit so vieler Mühe herangezogenen Kinder — seine Druck-

pressen, Lettern und sonstigen Druckgeräthschaften — aus dem Hause wandern, denen er später nebst Frau und Pflegetochter nachfolgen mußte. Er aber hatte nun erkannt, daß den Menschen noch viel größres Unglück treffen könne, als der Verlust irdischer Güter, und daß man nie verzweifeln müsse, so lange man Leben, Vernunft und den Gott im Himmel besitze, welcher redliches Streben zuletzt doch mit seinem Segen zu krönen pflegt. Verarmt, aber nicht entmuthigt, kehrte er seiner kleinen Besitzung den Rücken zu; fühlte er doch mit siegender Ueberzeugung, daß sein Werk aus Gott gethan sei. Fortan arbeitete er mit verdoppeltem Eifer, obschon ohne Gehülfen, weil er dieselben nicht bezahlen konnte. Peter Schöffer widmete sich der Schreibekunst und Martin Duttlinger verdingte sich bei einem Goldschmied in die Lehre, vergaß aber seines zeitherigen Meisters nicht, sondern widmete vielmehr demselben seine wenigen Freistunden. So vergingen mehre Jahre. Gutenbergs Kunst gedieh zwar langsam, doch mehr und mehr, und Silva wuchs auf und nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Umzug.

An einem sommerhellen Aprilmorgen des Jahres 1445 stand Meister Gutenberg mit seiner hoch aufgewachsenen Pflegetochter Silva in dem Lehrzimmer des Paters Melcher.

Dasselbe war noch leer von Schülern, wiewohl deren einige bereits vor dem Hause sich herumtummelten. Als der Pater erschien, nahete sich ihm Gutenberg unter ehrerbietigem Gruß.

„Ehrwürden", sprach er dann, „ich komme, bevor ich Straßburg auf immer verlasse, Euch nochmals zu danken für das viele Gute, so Ihr die Jahre daher mir und diesem Mädchen erwiesen habt. Durch Euch hat sie unsern Herr Gott kennen gelernt und die heilige Firmelung erhalten. Durch Eure Güte ist mir" —

„Und warum wollt Ihr fort von hier, Meister?" fiel ihm der Pater befremdet in's Wort. „Ihr seid hier ein geachteter Mann und durch Eure schwarze Kunst hoch berühmt geworden. Zwar sollte ich Euch nicht zum Bleiben nöthigen, denn durch Euer Buchdrucken droht Ihr gar viele meiner geistlichen Amtsbrüder um ihren Verdienst zu bringen. Doch die Sternlein am Himmel müssen ja auch vor der strahlenden Sonne zurücktreten und der blöden Eulen wegen kann nicht immer Nacht sein. Straßburg ist Eure Heimath worden. Was ist's, das Euch so plötzlich von hinnen treibt?"

„Höret mein Bekenntniß an, Ehrwürden", versetzte Gutenberg, „Ihr werdet mein Vorhaben nicht mehr tadeln. Mainz ist meine Vaterstadt. Meine Eltern hatten mich zum geistlichen Stande bestimmt. Sie starben beide als ich noch nicht mündig war, doch fuhr ich fort, den Studien obzuliegen, die ich auf der Domschule in Mainz begonnen. Da der geringe Nachlaß meiner Eltern nicht hinreichte, um mir theure Bücher anzukaufen, so suchte ich, wie auch bei Euch von so vielen jungen Leuten noch geschieht, dieselben durch Abschreiben in der Dom-Liberei zu erwerben. Mein

Fleiß war in dieser Hinsicht ein wahrhaft eiserner, und wenn die andern Abschreiber längst schon den Büchersaal verlassen hatten, saß ich noch bei dem Scheine meiner Leuchte bis in die Nacht hinein an meinem Schreibtische. Eines Abends aber übermannte mich der Schlaf. Wie lange derselbe gedauert hatte, weiß ich nicht. Ich erwachte durch einen heftigen Schmerz, der meine unter das Haupt gelegten Hände zerstach. Zugleich fühlte ich mein Antlitz von einem glühend heißen Odem angeweht. Denkt Euch meinen Schreck — meine Verzweiflung, als ich, die Augen öffnend, den ganzen, langen Tisch mit den darauf liegenden Büchern in Feuer stehen sah — in Feuer, das meine Nachlässigkeit durch die umgeworfene Leuchte entzündet hatte! Die Glut zu dämpfen, verbrannte ich mir vergeblich die Hände und Füße. Sie griff weiter und weiter, bis mir nichts übrig blieb, als die Flucht zu nehmen. Die Angst vor der verdienten Strafe trieb mich auf der Stelle aus meiner Vaterstadt, wo man glaubte, daß ich nebst den Büchern zugleich ein Raub der Flammen geworden sei, weil man nichts wieder von mir hörte. Später vernahm ich zwar, daß mein vermeintes, trauriges Ende ein lebhafteres Bedauern erregt habe als der Verlust der Lieberei; denn nicht alle Patres sitzen, wie Ihr, so gern über den Büchern, und sicher wäre ihr Zorn heftiger gewesen, hätte ich ihre Wein-Vorräthe verbrannt. Allein mein eignes Gewissen erlaubte mir nicht, in meine Vaterstadt eher zurückzukehren, als bis ich den verursachten Schaden auf irgend eine Weise ersetzt hätte. Daher auch meine Unruhe, die sich bis zur Todesangst steigerte, trat ich in eine, dem Schauplatze meiner That nur von fern ähnelnde Liberei. Daher aber auch endlich das brennende Verlangen, durch

Erfindung eines neuen Verfahrens die Bücher zu vervielfältigen. Dasselbe, und nicht Gelddurst, trieb mich an, neben meinen Brodgeschäften, auf die Verwirklichung meines Wunsches zu sinnen. Gott Lob! der Zahl nach habe ich die durch meine Schuld verbrannten Bücher bereits ersetzt. Und nun halte ich es für heilige Pflicht, meine Kunst der Vaterstadt zuzuwenden, in welche ich jetzt mit schuldentladenem Bewußtsein und heiterm Blick wieder einziehen kann."

„Ziehet mit Gott", sprach der Pater bewegt. — „Sein Segen begleite Euch. Ich aber hoffe zu ihm, daß die von Euch erfundene Kunst nicht bloß auf eine oder die andre Stadt sich beschränken — nein, — die ganze, weite Welt noch erfüllen wird."

„Wie der Herr will!" versetzte Gutenberg in Demuth und verabschiedete sich mit Silva von dem ehrwürdigen Pater, welcher beiden ein lieber Freund war und blieb.

„Seid versichert, Meister! der Straßburger bestiehlt Euch, trotz seines ehrlichen Gesichts, wie Ihr das seine nennt. Wieget seine fertige Arbeit und den Silber-Abfall und vergleichet beides mit dem, was Ihr ihm an Metall verabreicht, so werdet Ihr ihm auf die Schliche kommen. Wie er das Silber aber vor unsern Augen ungesehen in seine Tasche hext, ist mir freilich unbegreiflich. Wer jedoch mit dem Schwarzkünstler in der Zeltergasse im Bunde steht, kann wohl mehr noch möglich machen. Habe ich doch mit eignen Augen die Silberstänglein in seiner Lade, wenn auch nur für einen Augenblick, blitzen sehen

und vielmal ihn bei seiner Diebsarbeit ertappt, obschon er sie immer rasch vor mir zu verbergen eilte."

Faust, der reiche Goldschmied zu Mainz, blickte den Ankläger, einen seiner Gesellen, scharf in das gleisnerische Antlitz. „Getraust du dich", hob er an, „deine Behauptung vor dem Straßburger selbst, den ich bis jetzt als treues, ehrliches Blut achtete, zu wiederholen?"

„Warum nicht?" versetzte der Geselle mit gezwungner Freundlichkeit, „obschon es mir nicht klug gehandelt zu sein dünkt. Besser scheint es mir, Ihr öffnet in des Straßburgers Abwesenheit dessen Lade und" —

„Ruhe!" donnerte der Meister den darob verdutzten Gesellen an. „Martin!" rief er dann in die Werkstatt hinein. Der Gerufene, Martin Duttlinger, jetzt ein junger Mann von ein und zwanzig Jahren, erschien vor dem Meister.

„Der Bremer hier", redete ihn dieser an, „behauptet, du seist ein Hexenmeister. Ist dieß wahr?"

„Und ich behaupte", lachte Martin, „daß der Bremer kein Hexenmeister ist."

„Kannst Recht haben", sprach Faust. „Aber er will zweitens wissen, daß ich an dir einen Dieb im Hause habe."

Eine hohe Zornesröthe überflog hier Martins Gesicht, während sein Ankläger erbleichte.

„So ist der Bremer der nichtswürdigste Lügner und Schurke!" rief er empört.

„Willst du jetzt gleich deine Lade in meinem alleinigen Beisein öffnen oder soll ich einen Zeugen dazunehmen?" fragte Faust gelassen weiter.

„Nehmt das ganze Haus zum Zeugen dabei!" rief Martin lauter.

„Das Haus nicht", erwiderte Faust ruhig, „aber deine Kameraden da in der Werkstatt."

Die Männer polterten eiligst die hölzernen Stiegen zur Bodenkammer hinauf. Martin schloß seine Lade auf.

„Da, da!" rief der Bremer und zeigte triumphirend in die Lade, aus welcher den Anwesenden ein silberischer Glanz entgegendrang. „Seht den Silberblick!"

„Katzensilber, Katzenblick", brummte Faust, indem er die vermeinten Silberstänglein mit der Hand erfaßte. „Wenn du dieß", er wendete sich an den Bremer, „für Silber anerkennst, so verdienst du wahrlich zeitlebens den Blasebalg zu ziehen, anstatt ein Goldschmied zu sein."

„Ich will auf der Stelle gehenkt sein", rief Martin, „wenn Ihr unter den bleiernen Lettern da einen Gran Silber auffindet."

„Du sollst nicht hängen", sprach Faust freundlich, „und auch der ehrliche Mann noch ferner sein und heißen wie bisher. Doch sind dieß etwa Herenbücher mit Zaubersprüchen und Teufelsfratzen angefüllt?" Er langte nach den verschiednen Büchern, die in Martins Lade wohl aufgehoben lagen.

„Nein, Meister", sagte Martin ruhiger, „nicht Herenbücher, Gebetbücher und andre Schriften erbaulichen Inhalts, sämmtlich gedruckt von meinem ehemaligen Meister Gutenberg, dem ich noch jetzt in meinen Feierstunden Lettern ausschnitzen helfe."

„Warum aber", wandte Faust kopfschüttelnd ein, „übst du nicht vielmehr deine Kunst, die doch eine goldne ist? Wie magst du ihr die schwarze Kunst mit ihren rußigen Buchstaben und vergänglichen Papierseiten vorziehen?"

„Verzeiht, Meister!" rief Martin voll Feuer, Eure

und meine Kunst ziert bloß den Leib, die Buchdruckerkunst hingegen die Seele des Menschen. Sie würde auch meine goldne werden, wenn Meister Gutenberg mehr Geld zur Auslage besäße. Bedenkt nur selbst, wie theuer ein geschriebenes Buch ist und welch' ein unermeßlicher Gewinn durch das Drucken erzielt werden könnte. Eure Gülden in der Truhe würden gar schnell sich verdoppeln, legtet ihr sie in Bücherdrucken an."

„Ich verstehe freilich wenig oder nichts von der schwarzen Kunst", sagte Faust, „doch dünkt sie mich einer nähern Untersuchung werth. Ich werde deshalb mit meinem Bruder, dem Doctor sprechen. Vor allen Dingen aber muß dir der vorlaute Bremer Abbitte und Ehrenerklärung thun, wenn er nicht augenblicklich fortgejagt sein will."

Der ehrliche Goldschmied hielt sein Wort und bald konnte Gutenberg, durch Faust's Geld unterstützt, seiner Kunst einen mächtigern Aufschwung geben, was er seinem ehemaligen Schüler Martin verdankte.

Wohl dem Lehrer — dem Meister, der in seinen Schülern dankbare Menschen sich erzieht! Gutenberg erlebte diese hohe Freude. Deren eine hatte er bereits genossen, bald sollte ihm auch die andre zu Theil werden.

Als die neuen Druckerpressen aufgestellt und in vollem Gange waren, trat eines Tages ein junger, fein gekleideter Wandersmann in die Werkstatt Gutenbergs.

„Ich bin Peter Schöffer", sprach er freundlich, „Euer ehemaliger Gehülfe. Zwei Jahre habe ich in Paris zugebracht, mich im Schönschreiben zu vervollkommnen. Von Straßburg kommend, wo ich meinen Ohm besucht habe, bei welchem ich meine Knabenjahre verlebte, gedenke ich nach Gernsheim zu meinen Eltern zu reisen. Da konnte ich

unmöglich an Mainz vorüberschiffen, ohne Euch gesehen zu haben. Sprecht: gehts Euch und Ennel, Eurer Frauen, wohl? Habt Ihr noch das wilde Kind bei Euch? Heilmann, der Papiermüller, gedenkt Eurer wieder in Gutem und läßt Euch durch mich grüßen."

Freudig umhalste Gutenberg seinen alten Peter. „Ich bin ein glücklicher Mensch, Gatte und Vater," versetzte er. „Meine edle Kunst gedeiht jetzt sichtlich; Ennel hat das Zanken ganz verlernt und Silva ist mein Goldkind geworden, das mir alle frühre Mühe mit ihr vergessen macht. Doch laß mich etwas von deiner Kunst sehen, die gewiß in dem weltberühmten Paris recht tüchtig gediehen ist."

Als Peter seine Schreibereien ausgepackt hatte, erstaunte Gutenberg mit Recht über die ausgezeichnete Schönheit der damals noch so verschnörkelten Buchstaben, wie sie die Mönche zu schreiben pflegten: Dabei verbanden Peters Buchstaben Einfachheit mit der größten Deutlichkeit und mit Wohlgefallen ruhte das Auge auf den regelmäßigen, gleichen Schriftzügen.

Gutenbergs Brust hob sich unter einem sehnsüchtigen Seufzer. „Ja", sprach er mit Inbrunst, — „wenn meine Bücher solche Lettern hätten! Welche Lust dann, darin zu lesen!"

„Peter!" hob er nach einer langen Pause voll Innigkeit an, „theile meinen Ruhm und meinen Gewinn! Bleibe bei mir! Hilf die Buchdruckerkunst durch dein Talent auf die Stufe der Vollendung heben, deren sie fähig ist. Sie ist erhaben genug, um zwei Namen unsterblich zu machen. Wie mag auch ein Mensch Maurer, Zimmermann, Schreiner und Schlosser zugleich sein, um ein Haus zu bauen? Und siehe! Hier ist mehr als ein bloßes Haus zu bauen.

Ich habe gepflanzt, begieße du, vielleicht — will's Gott — freuen wir uns der Aerndte gemeinschaftlich."

Und Peter schlug ein. Er reisete nach Gernsheim, um nach wenig Wochen nach Mainz zurückzukehren, wo er Gutenbergs nur schwer zu lesende Lettern in gefälligere Formen umzuwandeln bemüht war, wodurch ein wesentlicher Schritt zur weitern Vervollkommnung der Buchdruckerkunst gemacht wurde. Dabei blieb jedoch der erfinderische Peter nicht stehen. Das Schnitzen der Lettern aus Blei raubte unendliche Zeit hinweg, auch wurden bei diesem Verfahren die Buchstaben nie ganz gleichförmig. Peter kam auf den glücklichen Einfall, die Lettern in Stahl zu schneiden und solche dann in Kupfer oder Blei durch die Gewalt des Hammers zu prägen. Dadurch wurde eine stets sich gleich bleibende Form erzeugt, in welche man nach Belieben die Lettern aus Blei zu vielen Tausenden und mit leichter Mühe gießen konnte. Diese Formen nennt man die Matrize oder Mutter der Lettern und ist noch jetzt gebräuchlich. Bald errang der unermüdlich forschende Peter einen dritten Vortheil, der nicht minder groß war, als die vorhergehenden. Anfänglich hatte Gutenberg die Lettern mit Tinte überstrichen und so abgedruckt, was freilich keine schöne scharfbegrenzte Schrift hervorbrachte. Später bediente er sich des Lampenrußes, welcher wiederum den großen Nachtheil hatte, daß er abfärbte und die Schrift verwischte. Peter Schöffers rastloser Geist erfand die gegenwärtige Buchdruckerschwärze, bestehend aus Ruß und gekochtem Leinöl, welche mittels lederner Ballen auf die zusammengesetzten Letternseiten getupft wurde. Die auf diese Weise gedruckte Schrift war von vollendeter Schönheit und ließ fast nichts zu wünschen übrig. Noch war aber der Erfindung der Buchdruckerkunst

die Krone aufzusetzen, welches abermals Peter Schöffer durch seine unablässigen Versuche errang. Die rasche Vervielfältigung der gesetzten Schrift scheiterte immer noch an der Masse, woraus die Lettern gegossen waren. Das Blei gab unter dem starken Drucke der Presse nach und verlor dadurch seine Form. Eisen hingegen verdarb durch seine Härte das Papier, so daß fast jeder Buchstabe ein Loch in dasselbe schlug. Es handelte sich nun noch darum, eine Metallmischung aufzufinden, welche Weichheit mit hinreichender Sprödigkeit vereinte. Und Peter Schöffer entdeckte dieselbe glücklich. Aber diese wichtige Erfindung ward für ihn zum Fallstricke, in welchem die Dankbarkeit gegen seinen Meister zu Grabe ging. Berauscht von seinem Verdienste, das er nicht dem Herrn, sondern allein sich selbst zuschrieb, beschlich der Stolz sein unbewachtes Herz und machte ihn mit Geringschätzung auf seinen Lehrer herabblicken, welchem er auch das Geheimniß der Mischung des Letterngusses verbarg. Und wenn du dem Teufel nur den kleinen Finger reichst, so nimmt er den ganzen Arm, ja wohl gar dich selbst. Doctor Faust, des ehrlichen Goldschmieds Bruder, war, als das Druckergeschäft immer freudigern Aufschwung nahm, in dessen Rechte bei dem Bunde der drei Männer getreten. Jener hatte nicht sobald Peters jetzige Gesinnung gegen Gutenberg mit scharfem Blick erkannt, als er auch schon auf des Jünglings schwaches Herz Sturm lief, um ihn vollends seinem Meister abwendig zu machen. Er begann damit, dessen Verdienst um die Buchdruckerkunst gänzlich herabzusetzen und dagegen dasjenige Peters über die Gebühr zu erheben. Sodann stellte er das Ehrenvolle und Gewinnreiche, wenn derselbe die alleinige Oberleitung des Geschäftes übernähme, in ein glänzendes Licht, und

sagte ihm unter dieser Bedingung seine kräftigste Unterstützung zu. Zugleich versprach er dem schwankenden jungen Manne, den armen Gutenberg aus ihrer Mitte zu entfernen, ohne daß Petern deshalb das Mindeste zur Last gelegt werden dürfe. Vergebens sprach Peters guter Engel für den alten Meister. Der Durst nach Ruhm und Reichthum übertönte die innere Stimme. Peter Schöffer schlug ein in die Hand des Versuchers und weinend entwich der gute Engel um dem bösen den Platz einzuräumen.

Funfzehntes Kapitel.

Unverdiente Zurücksetzung.

Der erste Probedruck mit Peters neugegossnen Lettern war gemacht. Mit frohleuchtenden Blicken betrachtete Meister Gutenberg bald den Druckbogen, bald den Satz desselben, welcher zum erstenmale völlig unversehrt unter der Presse geblieben war. Erneuerte Abdrücke bethätigten das Nützliche der neuen Erfindung. Da legte Gutenberg die Probebogen weg, um den Jüngling an seine Brust zu drücken.

„Du bist mein Meister" — sprach er unter Freudenthränen — „ist's nicht so? du hast die richtige Mischung des Letternguts herausgeklügelt? Und nun erst ist meine edle Kunst vor dem Untergange gesichert. Sprich, was hast du dem Blei zugefügt?"

Ein still zufriedner Blick Peters hatte Gutenbergs erste Frage bejaht, dessen Ausdruck: „meine edle Kunst" aber gleich darauf den Ehrgeizigen verletzt. Mit gezwungner

Freundlichkeit antwortete er daher jetzt: „Laßt mich mein kleines Geheimniß noch für mich behalten. Weiß ich ja noch nicht gewiß, ob es sich in Zukunft bewähren wird oder nicht.“

Gutenbergs freudig gerührte Miene nahm schnell einen traurig ernsten Ausdruck an. Trüben Auges schaute er auf seinen verschlossenen Schüler, der sich jetzt, dem Blick des Meisters zu entziehen, abseits wendete. In diesem Augenblicke trat ein fremder Diener in die Werkstatt, welcher dem Meister ein versiegeltes Brieflein überbrachte. Mechanisch brach dieser es auf — mechanisch überflog sein Auge die Zeilen, denn sein Geist weilte noch bei dem so plötzlich veränderten Schüler. Da aber richtete sich der Blick mit einem Male starr auf das Papier. War es doch, als enthalte es ein giftiges Gewürm, so entsetzt bebte Gutenbergs Auge davor zurück. Eine leichenfahle Blässe überzog in scharf gezeichneten Linien sein Antlitz. Und Peter, den Inhalt des Uriasbriefes errathend, wandte scheu das Auge von dem schwer getroffenen Meister, welcher jetzt schwankenden Trittes die Werkstatt verließ. In die Wohnstube eintretend, langte er nach Rock und Baret.

„Wohin, mein Johannes?“ forschte Ennel, welche mit Silva am Nähtische eifrig arbeitete.

„Zu Meister Faust, dem Goldschmied,“ antwortete Gutenberg mit abgewandtem Gesicht und der größten Anstrengung. Er schlich hinaus.

Meister Faust, unstreitig durch seinen Bruder gegen den Schwarzkünstler eingenommen, empfing denselben ziemlich kühl.

„Meister,“ versetzte er auf Gutenbergs Anbringen, „Ihr wißt, daß ich mich ganz und gar von Eurem Geschäft zurückgezogen und meine Rechte hierin meinem Bruder,

dem Doctor, abgetreten habe. Es ist nicht gut, zwei Herren zu dienen. Man kann nicht Goldschmied und Schwarzkünstler zugleich sein. Mein Bruder hat aber eher Zeit und Geld dazu. An ihn wendet Euch mit Eurem Anliegen, er wird nicht Euer Verderben wollen."

Gutenberg wollte etwas erwidern, allein die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Stumm wankte er aus dem Gemache des Goldschmieds.

An der Hausthüre kam ihm Martin Duttlinger nachgesprungen. Mit angstvoll besorgtem Blick schaute er in des Meisters leichenähnliches Gesicht.

„Um aller Heiligen willen," sprach er erschrocken, „was ist Euch, lieber Meister?"

Dieser sah den wackern Burschen erloschenen Auges an. Seine Lippen zuckten erst einigemal, bevor sie erwiderten: „Martin, treues Blut! bewährt im Feuer des Glücks und der Trübsal wie das Gold, das du verarbeitest — ach, daß du Peter Schöffer wärest!"

Gewaltsam drängte er den weiter fragenden Jüngling von sich weg, ihm mit der Hand winkend, daß er gehen solle. Vergehend vor Trauer schaute dieser dem alternden Meister nach, wie er gebeugten Hauptes die Straße dahin wandelte. Dann ging er, sich bei seinem Herrn Urlaub zu einem kurzen Besuche bei Frau Ennel zu erbitten, um von derselben Näheres zu erkunden.

Nur wenige Male hatte Gutenberg den Doctor Faust in seiner Werkstatt gesehen, noch nie aber ihn in seiner Wohnung besucht. Es war ihm, als ginge er zum Tode, indem er das Haus des reichen Rechtsgelehrten aufsuchte. Als er vor demselben stand, hob sich seine Brust unter einem tiefen Athemzuge. Diese schweren, eisernen Gitter vor

alten Fenstern — dieser kalte Klingelgriff von demselben Metalle — stellten sie nicht gleichsam das harte, kalte Herz ihres Besitzers vor? Kein freundliches Menschengesicht schaute ihm aus dem Hause entgegen, das todt wie ein düsteres Kloster lag. Nur ein Paar glühender Katzenaugen starrten ihn aus dem Dunkel des einen Fensters an. Im Begriff, die Klingel zu ziehen, sieht Gutenberg die Hausthüre halb sich öffnen; ein ärmlich bekleidetes Mütterchen, gebückt am Stabe schleichend, trippelt ängstlichen Blickes aus dem Hause, in welches nun Gutenberg, trotz der Gegenrede einer betagten Magd, seinen Einzug hält und nach dem Doctor fragt. Ueber die verdunkelte Hausflur führt ihn jene durch eine Reihe öder Gemächer in die Schreibstube des Doctors, welchen er am Fenster durch die Gitter hinauslugend findet. Bevor Gutenberg seine Worte anbringen kann, wendet sich Faust nach einer halb geöffneten Seitenthüre.

„Frau!“ ruft er laut hinaus.

„Faust!“ schallt es gedehnt zurück.

Der Ton dieser beiden Laute traf Gutenbergs Gemüth auf eine merkwürdig überraschende Weise, die er sich nicht zu enträthseln vermochte. Derselbe weckte eine in ihm schlafende dunkle Erinneruug an eine längst vergangene Zeit auf, ohne ihn jedoch zum klaren Bewußtsein der vorgefallenen Begebenheiten gelangen zu lassen. Fast vergaß er darüber seiner jetzigen Bedrängniß.

„Frau!“ wiederholte Faust mit wachsendem Unmuthe — „ich wette, du hast, trotz meines Verbotes, die alte Hanne wieder in's Haus gehen lassen, sie wohl gar beschenkt, sie, die uns“ — Er brach schnell ab, um sich zu

Gutenberg zu wenden, indeß eine weibliche Stimme in der Nebenstube in abgemessenen Tönen antwortete.

„Was ist Euer Begehr, Meister?" fragte er barsch. „Schweig!" rief er dann, zur Nebenthür gewendet — „ich habe das Weib aus unsrer Thüre schleichen sehen. Macht's kurz, Meister! meine Zeit ist gemessen."

„Ihr habt mir geschrieben, Doctor," sprach Gutenberg, „daß Ihr binnen Monatsfrist die 2000 Gulden zurückverlangt, welche mir Euer Bruder in's Geschäft vorgeschossen hat."

„Ganz recht," entgegnete Faust, „und ich hoffe, daß Ihr als ehrlicher Mann mein Verlangen erfüllen werdet."

„Wie kann ich dieß," antwortete Gutenberg, „da die Summe großentheils in meiner Buchdruckerei steckt? Wollt Ihr mich vernichten, jetzt, wo ich am schwer errungenen Ziele stehe? Womit anders soll ich zahlen, als mit dem Untergange meiner herrlichen Kunst?"

„Das Wie? überlasse ich Euch," sagte Faust gelassen, „Ihr bezahlt, oder ich mache mich bezahlt."

Dem Gutenberg versagte die Zunge den Dienst. Einige Secunden lang rang er mit seiner Erbitterung, bis er endlich die Worte herkeuchte: „Ich begreife das höllische Spiel, das Ihr, im Bunde mit meinem Schüler, gegen mich erdacht habt, um mich zu stürzen. Wehe Euch und ihm! Die Nachwelt wird Euer unerbittlicher Richter sein."

„Die Nachwelt?" lachte Faust höhnisch, „ich werde keine Nachwelt haben, weil mir die Nachkommen abgehen."

Diese Anspielung auf seine Kinderlosigkeit wurde dem Doctor nicht leicht. Man sah es ihm an, wie sehr ihn dieselbe verstimmte. Aber auch Gutenberg vermochte sich

zu keiner weitern Bitte zu erniedrigen. Er ging ohne Gruß davon.

Daheim empfingen ihn drei tief bekümmerte Gesichter. Sie gehörten Ennel, Silva und Martin an, welche insgesammt mit Fragen auf den Meister einstürmten.

Dieser setzte sich in seinen Sorgenstuhl, faltete die Hände über die Brust und heftete das trockne Auge zu Boden.

„Laßt mich," sprach er zu den Seinen, „es ist aus mit mir! Einen Baum hatte ich gepflanzt, gedüngt und begossen. Als ich aber Früchte auf ihm suchte, fand ich derselben keine. Darum ist der Baum verflucht und verdorrt gleich dem Feigenbaum im Evangelio. Doch werde ich ihn in's Feuer werfen, bevor andre kommen und ihn rauben. Auf!" rief er wild, indem er sich rasch erhob — „helft mir meine Pressen und Lettern vernichten. In meinen eignen Eingeweiden will ich wühlen, bis nichts mehr zu wühlen ist und der ersehnte Tod meinem Jammer ein schnelles Ende macht."

Mit Mühe nur ließ sich Gutenberg von seinem Vorsatze abhalten.

„Bedenke, mein Johannes," sprach Ennel weinend, nachdem sie den Grund von ihres Mannes Grimm erfahren, „daß schon einmal dasselbe Loos dich betraf und du den Muth dennoch nicht verlorst."

„Damals war ich ein kräftiger Sprößling," versetzte der Meister, „jetzt aber ein hohler Stamm, der keine neuen Triebe mehr macht."

„Wir wollen Alle helfen," gelobten die Seinen.

„Ich werde wieder Euer Gehülfe," sprach Martin, — „gebe meine Kunst auf."

„Ich und Mutter gießen neue Lettern," versicherte Silva.

„Von Sägespänen!" meinte Gutenberg heftig und sagte weiter kein Wort.

Der Monat ging dahin. Der Doctor kam — mit den Gerichten nämlich — und nahm Gutenbergs Druckerei in Beschlag. Peter übernahm, wie ausgemacht worden, deren Leitung und zwar mit frischen Geldmitteln des Doctors. Die Sache wurde in's Große getrieben, Buch auf Buch gedruckt.

Gedruckt nicht, wohl aber gedrückt wurde auch Gutenberg, von einer Centnerlast, unter welcher er erlegen wäre, hätten ihm die Seinen nicht diese tragen helfen. Er lebte zwar fort, aber wie eine Auster, die nur zuweilen ihre Schalen öffnet, um Nahrung aufzunehmen. Gleich einer solchen saß er den ganzen Tag im Sorgenstuhle, unthätig — stumm — Speise und Trank sich einflößen lassend wie ein Kind, das dann das Bettlein aufsucht.

Indeß machte es Ennel wie des erblindeten Tobias Ehefrau. Sie ernährte ihren geisteskranken Mann durch Spinnen. Und Silva nähte in gleicher Absicht, daß ihre Aeuglein roth und entzündet wurden von der unaufhörlichen Arbeit. Martin's blühende Gestalt verfiel auch zusehends. Ob von großer Anstrengung oder aus Gram über des geliebten Meisters hoffnungslosen Zustand, ließ sich nicht errathen. Wenigstens hätte man in ersterm Falle vermuthen sollen, daß er den verdienten Lohn mit der verarmten Familie getheilt haben würde, was aber nicht geschah. Doch war sein einziger Ausgang zu Gutenberg, den er vergebens durch freundliche Zusprache aus seiner be=

denklichen Unthätigkeit zu wecken suchte. Dafür wurde das Band desto inniger geschlungen, welches Ennel, Silva und den treuen Martin einte.

Sechzehntes Kapitel.

Der dankbare Schüler und das Vermächtniß.

Beinahe ein ganzes Jahr war auf diese trostlose Weise vergangen. Indeß Johannes Gutenberg müßig im Lehnstuhle verkümmerte, hatte Peter Schöffers rastloser Feuergeist der Bücher unzählige aus seiner Druckerei hervorgehen lassen. Doctor Faust hatte sich mit einem ansehnlichen Vorrathe derselben nach Paris aufgemacht, sie dort mit großem Gewinne abzusetzen, was ihm auch vollständig gelang. Während seiner Abwesenheit geschah es, daß eines Vormittags Peter Schöffer, reich und zierlich gekleidet, in Meister Gutenbergs ärmliches Stübchen trat. Sein Gewissen schlug jedoch, als er seinen Meister mit ergrautem Haare und gesenktem Haupte im Stuhle sitzen und das halb geschlossene Auge zu Boden stieren sah; die tiefen Falten auf Stirn und Wange hatte gewiß auch seine Undankbarkeit gezogen und hätte Peter nicht so viel Eitelkeit besessen, er würde weniger keck hier eingetreten sein. So aber schmeichelte er sich, im Stande zu sein, durch seine Erklärung alle dem Meister zugefügte Unbilde wieder gut machen zu können. Ennel und Silva waren über Peters unver-

hofftes Erscheinen so betreten, daß sie, keines Wortes fähig, regungslos auf ihren Sitzen verharrten. Gutenberg hingegen merkte die Anwesenheit seines ehemaligen Schülers nicht eher, als bis dieser folgende Worte an ihn richtete:

„Meister, ich komme, Euch einen recht annehmlichen Vorschlag zu thun, welcher Eurer Sorge ein gar schnelles Ende machen dürfte. Wie wär's, wenn wir uns wieder vereinten und gemeinschaftlich das Buchdrucken fortsetzten?"

Gutenberg schien aus seinem Seelenschlafe durch diese Worte zu erwachen. Seine Frau und Tochter horchten gespannt auf, indeß jener zu Peter emporblickte und die Frage hervorstammelte: „Und die Mischung, Peter? die Mischung?"

„Auch diese sollt Ihr erfahren," gelobte Peter, „und all' meine sonstigen Geheimnisse dazu. Doch nur unter einer Bedingung, welche Euch gar leicht sein wird."

„Und das wäre?" forschte Gutenberg neugierig. „Habe ich doch nichts, was deine Begierde reizen könnte."

„Doch, doch!" versetzte Peter und richtete den Blick nicht ohne einige Verlegenheit auf Silva, die hoch herangewachsene Jungfrau hin. „Ihr besitzet allerdings einen Schatz, der Euch nichts kostet, den ich aber gern mein nennen möchte. Gebt mir, daß ich's kurz mache, Eure Pflegetochter dort zum ehelichen Gemahl. Ich besitze jetzt genug, um sie und Euch dazu ernähren zu können. Ich würde Euch und Eure Frau zu mir nehmen, wir würden" —

Gutenberg ließ seinen ehemaligen Schüler nicht ausreden. Mit der sonstigen Kraft sprang er rasch von seinem Stuhle auf und stellte sich kerzengrade vor Peter hin. Ein gerechter Zorn flammte aus seinen Augen, indem er mit dröhnender Stimme anhob:

„Ein Schatz, der mich nichts kostet? Ha, Silva, Frau! seid Ihr auch hierin Peters Meinung?“

„O,“ schluchzte Silva, „ich koste Euch viel, sehr viel, mein Vater!“

„Es ist wahr,“ versetzte dieser sanfter, „und darum bist Du mir auch lieber als alle Schätze. Gar viele Noth und Mühe hast Du mir gemacht — manches Jahr ist mir vergangen, bevor ich an dir Freude erlebte. Und nun ich dich groß gezogen und meine Lust und Freude an dir habe, soll ich dich für ein paar Worte aus meines Schülers Munde dahingeben? Was dünkt dich, Silva! findest du den Kaufpreis nicht überjüdisch? Soll ich dich wirklich verhandeln als eine leicht zu verschmerzende Waare?“

Silva überfiel ein leises Beben, doch antwortete sie muthig: „Mein Vater; was ich geworden bin, danke ich Euch und Mutter Ennel. Kann ich Euch durch die paar Worte aus Peters Munde wieder froh und glücklich machen: nun denn, so verkauft mich immerhin an ihn.“

„Das habe ich von dir erwartet,“ sprach Gutenberg gerührt. „Aber erwarte auch wiederum nicht von mir, daß ich dich, mein Kleinod, an den ersten besten Liebhaber verschleudern werde. Was meinst du, wird derjenige, welcher seinen Meister verleugnete, verrieth, verkaufte, mit dem schwärzesten Undank lohnte, wohl ein guter Ehegatte werden? Könntest du ihn als solchen achten und lieben?“

Silva antwortete nicht, aber ein fast unmerkliches Schütteln ihres Hauptes war eine deutliche Verneinung der an sie gerichteten Frage.

Jetzt wendete sich Gutenberg an den verdutzt dastehenden Peter. „Du hast mir Ruhm und Gewinn, Lebenslust und Lebensglück genommen, doch meinen größten Erdenschatz

kannst du mir nicht rauben — die dankbare liebende Tochter. Behalte dein Geheimniß für dich und versuche in dem Besitze desselben glücklich zu sein."

Unentschlossen sah der abgewiesene Peter auf die Anwesenden. Da polterten starke Tritte die hölzernen Stiegen herauf. Sie näherten sich der Stubenthür, welche jetzt hastig geöffnet wurde und Martin Duttlinger nebst dem Lehrburschen des Goldschmieds sehen ließ, welche zusammen einen großen Kasten trugen. Derselbe war in viele Fächer abgetheilt, aus welchem Tausende neu gegossner Lettern blitzten. Zwei nachfolgende Goldschmiedsgesellen schwitzten unter einer neuen Druckerpresse von Eichenholz, welche sie nebst übrigem Zubehör vor dem darob erstaunten Meister niedersetzten.

Seit langer Zeit zum erstenmale wieder waren Martins abgemagerte Wangen mit einer hohen Röthe überzogen. Die reinste Freude glänzte aus seinem ehrlichen Auge, spiegelte sich in der perlenden Thräne, als er die Worte an seinen alten Meister richtete:

„Hier, edler Meister, bringe ich Euch, was meine schwachen Kräfte in der mir frei gebliebenen Zeit geschafft haben. Druckt nun immerhin wieder frisch darauf los, damit Ihr auf andre Gedanken kommt und wieder munter werdet. Ich achtete dafür, daß Euch Geld und gutes Essen weniger nützen würde, als die gewohnte Beschäftigung. Deshalb habe ich meine ersparten Pfennige nicht, wie ich erst wollte, der Mutter Ennel in die Wirthschaft gegeben, sondern sie in diese Presse, diese Lettern und Druckballen verwandelt. Druckt in Gottes Namen, Herr, auf daß Ihr gesundet an Seel' und Leib."

Die Scene war des Beschauens werth.

Hier steht Gutenberg, der hohe Mann, das aufflammende Auge bald auf die silberblinkenden Lettern, bald auf seinen dankbaren Schüler heftend. Vor ihm Martin, innige Liebe und Freude in allen Zügen tragend. Daneben Peter, den Blick beschämt zu Boden geschlagen. Hinter Beiden die theilnehmenden, frohen Gesichter der beiden Gesellen und des Lehrburschen. Dort endlich die beiden Frauen, weinend vor Freude und Bewunderung. Silva, die schöne Jungfrau, würdigt den blühenden, rothwangigen, sammetgekleideten Peter keines Blickes, er ruht voll inniger Ehrfurcht und Liebe auf dem edlen Martin, der, abgemagert, im schlichten Wamse, nur mit seiner Tugend geschmückt, den Anwesenden als ein Engel des Lichts erscheint.

Auf dessen Achseln legte jetzt der Meister beide Hände. Lange rang seine tiefe Rührung nach Worten.

„Und die Mischung?“ hob er fragend an.

„Es ist die alte — nur Blei“ — versetzte Martin freundlich, „aber auch mein Herz ist das alte.“ Gutenberg drückte ihn an das seinige.

„Für mich also“ sprach er, „hast du Tag und Nacht gearbeitet, gespart und gedarbt? für mich deine Jugendfreuden gemisset ein ganzes Jahr lang? für mich deine Körperfülle und Schönheit dahin gegeben? Und er — o Himmel! er, der es umsonst vom Herrn des Himmels empfangen hatte, er konnte mich durch ein paar Worte ohne Zeit und Mühe beglücken und — schwieg!“

„Ich will Euch die Mischung entdecken,“ sagte Peter eilig — „sie besteht aus drei Theilen Blei und einem Theile Spießglaskönig“ —

„O behalte dein Geheimniß für dich!“ — versetzte Gutenberg bitter. „Was soll mir der Sack, nachdem das

Geld dahin ist? Aber drucken will ich, wie Martin mir geheißen. Zwar hat meine Kunst weder mir, noch meiner Ennel bis jetzt Glück und Segen gebracht. Noch immer schulde ich ihr die goldbrocatene Haube, die feinen Halskrausen und Spitzen, die güldenen Ketten und Armspangen und Alles, was ich ihr einst verheißen. Aber nun will ich für meine Tochter drucken, damit sie nach meinem Tode nicht irgend einem herzlosen Peter in die Hände fallen muß.“ —

Wuthentbrannt rannte dieser hier davon. Gutenberg aber fuhr fort: „Ja, drucken will ich, so lange die bleiernen Lettern es aushalten. Vielleicht erringt meine Kunst für Silva, was weder Sprache, noch geschriebnes Wort bewirkt hätte. Reichere, glücklichere Eltern will ich ihr durch die Buchdruckerkunst geben und dann meinen Leib den Würmern vorsetzen. Mein Testament, was ich als mein letztes Werk drucke.“

Diese Rede war nun freilich nicht nach der Anwesenden Sinne. Absonderlich hatten Martin und Silva viel im Herzen dagegen einzuwenden. Doch mochten sie dem Meister nicht widersprechen. Schmeichelten sie sich doch im Stillen, daß er durch neue Thätigkeit schon von selbst auf andere Gedanken kommen werde. Aus demselben Gesichtspunkte betrachtete auch Ennel die Sache und machte darum keinen Widerspruch, als ihr Mann sie ernstlich befragte, ob Silva nicht irgend ein Mahl an ihrem Körper trüge, durch welches sie den Ihrigen erkennbar werden könnte?

„Vielleicht,“ sagte er dabei, „wird das Schicksal deshalb nicht müde, mich zu verfolgen, weil ich nicht längst schon darauf bedacht gewesen, das Mädchen seinen Eltern oder Angehörigen zuzuführen. Wer aber gibt gern einen

gefundenen Schatz dahin, wenn sich der Verlierer nicht selbst meldet? Peters Antrag hat mir erst die Augen geöffnet und mir die Verpflichtung aufgedrungen, für Silva's Wohl noch bei meinem, nur noch kurzen Leben zu sorgen."

Die letztere Bemerkung preßte der Ennel einen tiefen Seufzer aus. Dann versetzte sie auf ihres Mannes erste Frage: „Unsre Silva ist rein am ganzen Leibe wie ein gefallner Schnee. Aber dennoch trägt sie ein Kennzeichen an sich, das ich gestern erst zufällig wahrnahm und welches wohl einzig in seiner Art sein dürfte. Wie man zuweilen den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, also ist es uns mit dem Mädchen gegangen, welches wir beinahe ein Dutzend Jahre um uns gehabt und dennoch nicht genau genug betrachtet haben. Hast du Silva's Augen näher untersucht? Eines derselben ist braun, das andre dunkelblau. Es fragt sich nun, ob dieser auffällige Unterschied erst mit der Zeit sich gebildet oder schon in ihrer frühesten Kindheit stattgefunden habe, auch von den Ihrigen bemerkt worden sei?"

Gutenberg überzeugte sich durch den Augenschein, daß seine Frau wirklich richtig gesehen habe. Flugs setzte er sich hin und entwarf einen Aufsatz, in welchem er Silva's erstes Auffinden, deren ungefähres Alter, die ihr von der Sprache allein gebliebenen Laute, den Unterschied ihrer Augen und was sie ihm selbst von ihrem frühern Schicksale erzählt hatte, getreulich beschrieb und den Ort ihres gegenwärtigen Aufenthalts hinzufügte. Diese Beschreibung druckte er in tausend Exemplaren ab und vertheilte solche, täglich sich vor die Thore von Mainz begebend, an Reisende jeden Standes mit der Bitte, die Blätter möglichst zu verbreiten.

Nicht ohne ängstliche Spannung wartete er nun mit den Seinigen auf den Erfolg dieses Unternehmens, von welchem sie gleichwohl heimlich wünschten, daß dasselbe Alles beim Alten lassen möchte.

Siebzehntes Kapitel.

Vergeltung.

Obgleich die Straße Saint-Georges in Paris nicht zu den besuchtesten gehört, so sammelte sich doch seit einigen Wochen alltäglich ein Trupp Volks in derselben vor einem Verkaufsgewölbe, an dessen offener Thüre große und kleine Bücher zur Schau ausgestellt waren. Gar oft wurden die Beschauer auch zu Käufern, wenn schon die Bücher nur lateinisch oder deutsch geschrieben — nein, gedruckt waren, was damals in Paris noch als etwas Neues galt. Es war bereits Dämmerung geworden, als zwei Herren, an der Kleidung als Professoren der Pariser Universität erkenntlich, den Bücherladen verließen. Ein Diener trug ihnen ein dickes, großes Buch auf dem Fuße nach.

„Mildor," hob der eine zu seinem Begleiter an, „mir ist es unbegreiflich, wie der deutsche Doctor die lateinische Bibel, die bisher wenigstens 300 Gulden kostete, für 50 ablassen konnte. Und dabei die ungleich schönere, gleichmäßige Schrift! Nicht satt sehen kann ich mich an dem Werke. Zeig' her, Fauteil."

Der Diener gab seinem Herrn das Buch, welches, aufgeschlagen, einen Kreis von Neugierigen herbeizog.

„Gevatter!“ rief ein Seidenhändler einen der Zuschauer an, indem er aus seiner Ladenthüre trat — „vergaffe dich nicht zu sehr in die schwarzen Kreuz- und Querstriche. Es ist eitel Höllenspuk, wie mir der würdige Pater Dominik im Vertrauen gesteckt hat. Der Deutsche steht mit dem Teufel im Bunde, der ihm für die Ueberlassung seiner armen Seele die schwarze Kunst gelehrt hat.“

Ein hoch beladener Frachtwagen, welcher die ziemlich enge Straße daher kam, unterbrach hier gewaltsam eine Fortsetzung des vom Seidenhändler begonnenen Gesprächs. Auch vertrieb er die Professoren mit der Bibel und ihrer Begleitung. Dafür wurden die Anwesenden durch ein anderes Ereigniß entschädigt. Der Führer des Frachtwagens warf nämlich ein Paket einzelner Druckblätter unter sie aus, dabei rufend, daß dieß Proben der Mainzer schwarzen Kunst seien.

Diejenigen, welche so glücklich waren, ein Exemplar zu erhaschen, sahen sich getäuscht in ihrer Erwartung, indem sie fanden, daß die Schrift als deutsche nicht zu lesen war. Da fiel es Einem von ihnen ein, sich deshalb an den deutschen Doctor in dem Bücherladen zu wenden. Faust überflog das Blatt. Er erbleichte bei dem Weiterlesen und beinahe wäre seiner zitternden Hand das Papier entfallen. Kaum daß er dem Franzosen eine nothdürftige Erklärung geben und die Bitte um Ueberlassung des fraglichen Blattes hinzufügen konnte. Bereits nach wenigen Minuten war der Bücherladen geschlossen.

Am nächsten Morgen warteten die neugierigen Pariser vergeblich auf die Wiedereröffnung des Ladens. End-

lich erschien der Seidenhändler gegenüber und redete die Menge also an:

„Meine Freunde, was steht ihr hier und schaut diese verschlossene Ladenthür an? Wenn ihr hofft, den deutschen Schwarzkünstler wieder zu erblicken, so täuscht ihr euch gewaltiglich; denn wisset: der Teufel hat ihn diese Nacht bei lebendigem Leibe geholt. Ohne Zweifel war der Vertrag um, nach welchem Satanas dem Doctor Faust zu Diensten stehn mußte, und dafür hat er sich nun seiner armen Seele bemächtigt. Den Leib werden wir jedenfalls, in hundert Stücke zerrissen, irgendwo noch auffinden. Pater Dominik hat gleich prophezeiht, daß es also kommen würde. Höret nur: diese Nacht — ich lag im ersten Schlafe — werde ich durch einen höllischen Lärm erweckt, der mir gegenüber auf der Straße stattfand. Ich springe vom Lager, schiebe meinen Kopf schlaftrunken und mit der Nachtmütze, wie er war, zum Fenster hinaus — was erblicken meine erschrockenen Augen? Ein Fuhrwerk, direct aus der Hölle bezogen, mit zwei pechschwarzen Höllenrappen bespannt; Satanas im blutrothen Mantel, mit Hörnern und Pferdefüßen, als Kutscher vorn auf; zwei seiner Gesellen tragen, trotz alles Sträubens, den Schwarzkünstler auf den für ihn bestimmten Sitz und donnernd rollt der Wagen ab, um schon an der nächsten Straßenecke sich in die Luft zu erheben, wo er, Funken um sich sprühend, einen infernalischen Gestank hinter sich lassend, verschwand. Ich aber schlug das Zeichen des Kreuzes und kroch zitternd wie Espenlaub unter meine Decke zurück. Bis auf Weiteres sind die zurückgelassenen Bücher des Doctors unter königliches Siegel gelegt worden. Da habt Ihr die ganze Geschichte, wie sie sich wahr und wahrhaftig zugetragen hat.“

Während dem hatte Gutenberg in Mainz seine Tage nicht ohne große Unruhe und Sorge verlebt. Sie legte sich etwas, als der Wochen mehre vergingen, ohne daß Jemand kam, ihm die geliebte Pflegetochter abzufordern.

„Gott Lob,“ sagte Ennel eines Abends, „daß dein Aufruf keine schlimmern Folgen für uns gehabt hat. Was bliebe uns noch übrig als das Grab, wenn Silva uns genommen würde?“

Gutenberg gab ihr im Herzen Recht, erwiderte aber: „Weib, ich konnte nicht anders handeln. Nicht unsern Vortheil allein durften wir im Auge behalten, — Pflicht war es, unserm Kinde möglicherweise eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten. Nun wir in dieser Hinsicht unsre Schuldigkeit gethan haben, können wir uns mit desto freudigerm Gewissen des Besitzes unsrer Silva freuen. Und nun will ich auch wieder anfangen Bücher zu drucken. Ist mir doch durch des wackern Martins Liebe ein neues Leben aufgegangen. Seine Presse ist untadlig und auch die Lettern haben mehr ausgehalten, als ich von dem Blei erwarten konnte. Ueberdieß weiß ich ja nun die Mischung und kann daher“ —

Wenn Satanas selbst, wie ihn vorhin der Seidenhändler beschrieben, erschienen wäre, hätte sich Gutenberg nicht ärger entsetzt, als er jetzt die Stubenthür aufgehen und seinen ärgsten Feind — den Doctor Faust — eintreten sah. Derselbe war mit Schweiß und Staub bedeckt; unter dem Arme hielt er eine Frau fest, deren von langen Leiden zeugendes Antlitz in der heftigsten Aufregung war. Noch wurde hinter diesem Paare ein altes Weib sichtbar, welches Gutenberg schon einmal gesehn zu haben sich erinnerte.

In des Doctors Rechten flog ein Blatt Papier hin und her, so zitterte die dasselbe haltende Hand.

Dem Meister blieb das Wort im Halse stecken. Mit offnem Munde starrte er das eingetretne Kleeblatt an, welches in gleicher Uebereinstimmung seine sechs Augen suchend in dem Stübchen umherwandern ließ.

„Wo — wo ist mein Kind — meine Tochter?" äscherten jetzt Faust's trockne Lippen.

„Wo ist mein Kind — meine Tochter?" kreischte die Frau an seinem Arme nach.

„Faustelchen! wo bist du, Angstkind?" stammelte der zahnlose Mund der alten Magd.

Gutenberg war von seinem Sitze aufgesprungen. Drohend stellte er sich den Eingedrungnen entgegen. „Was wollt ihr hier?" sprach er streng. „Euer Kind sucht ihr bei mir? Für Euch habe ich keins. Habt Ihr mir doch selbst, Faust, gesagt, daß Ihr keine Nachkommen hättet."

„Hier steht's gedruckt!" keuchte Faust, auf das Blatt zeigend — „das wilde Kind, das Ihr erzogen, ist meine Tochter, welche die alte Hanne hier von einer Zigeunerin hatte stehlen lassen, als wir in der Gegend von Lüttich uns aufhielten."

„Ho! ho!" lachte Gutenberg höhnisch, „nicht genug, daß Ihr mich des Gutes und der Ehre beraubt, in den Staub getreten habt — auch noch kinderlos möchtet Ihr mich machen? — aber Ihr seid dießmal auf falschem Wege. Der Inhalt dieses Blattes ist nur ein Spaß — ein Probedruck meiner neuen Presse — nichts weiter."

„Nein, nein!" schrie Faust außer sich — „Alles trifft ja zu: das braune und blaue Auge, das Alter und Geschlecht des Kindes, die ihm erinnerlich gebliebnen Laute

— Faust heiße ich und Faustine mein Kind — Faust nennt mich meine Frau und mit „Frau" rufe ich dieselbe an — hier steht Hanne, des Kindes Wärterin. — Wollet ihr der Beweise noch mehr?"

Hier trat Silva aus der Kammer in die Stube herein. Faust und seine Frau wollten sich sogleich auf sie losstürzen, doch Gutenberg und Ennel verrannten ihnen den Weg. Ersterer schloß die Betroffene zärtlich in seine Arme.

„Nein", sprach er, „dich edelste der Perlen mag ich nimmermehr vor die Säue werfen. Eher will ich dich dem ärmsten Bettler hingeben als diesen harten Menschen überlassen, die an des Herzens Stelle nur einen Geldsack tragen."

Faust verschluckte geduldig den unzarten Vergleich der Perle mit den Säuen. „Ach", erwiderte er, — „glaubt mir, Gutenberg, auch ich hatte früher ein fühlendes Herz so gut wie Ihr. Der Verlust meines einzigen Kindes aber hat es versteinert. Einen Schatz muß der Mensch doch einmal haben, darum wandte ich meine Liebe dem Mammon zu. Nehmt ihn hin", rief er heftiger, — „und gebt mir mein Kind wieder!"

„Erinnert Ihr Euch noch, Doctor", versetzte Gutenberg bitter, „was Ihr thatet, als ich Euch flehentlich um die Ueberlassung eines kleinen Theiles Eures Mammons bat, den Ihr mir nicht schenken, nein, nur länger borgen solltet? Und jetzt verlangt Ihr von mir, daß ich Euch meinen ganzen Reichthum hingeben soll? Gleichet Ihr nicht ganz dem hartherzigen Reichen in der Bibel, welcher dem Armen das einzige Schäflein wegnahm, weil er keines von den vielen seinigen schlachten lassen wollte?"

Hier näherte sich des Doctors Frau der Ennel. „Wißt

Ihr", redete sie dieselbe an, „was Mutterliebe ist? Nein, Ihr könnt es nicht wissen, denn Ihr habt noch nie ein Kind geboren. Sonst würdet Ihr auch nicht eine Mutter vergeblich nach ihrem Kinde schmachten lassen. Elf Jahre habt Ihr Euch meines Kindes erfreuen dürfen und mir wollt Ihr nicht einmal eine einzige Umarmung gönnen? Seid Ihr eine Christin? Mein Mann hat Euch gekränkt, übervortheilt, was aber habe ich Euch gethan, die ich so lange Jahre vertrauern mußte?"

„Soll ich noch länger büßen, weil ich eine Viertelstunde nur das meiner Obhut anvertraute Kind außer Acht ließ?" sprach die alte Magd. „Hab' ich noch nicht genug gelitten? Wie wollt denn Ihr einst vor dem Herrn bestehen, die Ihr wohl mehr gesündigt habt denn ich?"

„Gebt uns unser Kind wieder!" riefen alle Drei zusammen, wobei sie sich vor dem Meister und dessen Frau auf die Knie niederließen.

„Was mein ist, sei Euer — nur mein einziges Kind gebt mir", sprach Faust unter heißen Thränen.

Darauf setzte sich Gutenberg ermattet in seinen Stuhl. „Ja", seufzte er, ich habe mich schwer versündigt, als ich einst wegen Geldmangel in die Sumpflache springen wollte — schwer versündigt, daß ich aus gleicher Ursache ein ganzes Jahr lang für die Meinen gestorben war und mich von ihnen füttern ließ. Darum muß ich nun das Theuerste hergeben, weil ich den Mammon höher achtete. Habe ich nicht selbst das Schicksal herausgefordert, mir das Kind zu nehmen? Und ich glaubte, eine gute Handlung zu thun — für mein Kind zu sorgen. Wohlan denn: was wäre Tugend ohne Mühe?" Er hielt inne, bedeckte

sein Antlitz mit beiden Händen und sprach dann nach einer stummen, peinlichen Pause! „Nehmt — sie hin!“

Seine Stimme war die eines Sterbenden.

Die Knieenden trauten ihren Ohren nicht. Fragend schauten sie den alten Meister an.

„Nehmt sie hin“, wiederholte dieser leise, „und nun — laßt mich — sterben.“ Das Haupt sank ihm nieder auf die Brust und zu das gebrochene Auge.

Faust, seine Frau und Hanne aber sahen nichts als das ihnen wieder geschenkte Kind. In stürmischer Hast umfingen sie die betroffene Jungfrau, ihr die zärtlichsten Namen gebend. Silva jedoch entwand sich kräftig den sie umschlingenden Armen und kniete vor ihrem Pflegevater nieder, in dessen Schooß sie ihr Haupt legte.

„Nein“, hob sie schmerzlich an, „Vater, du kannst — du darfst mich nicht verstoßen! Ich bin ja wahrhaftig dein Kind und nur dir und Mutter Ennel gehöre ich an.“

„Nicht also!“ rufen Faust und seine Frau mit einem Munde, „uns gehörest du zu!“

Silva schüttelte das schöne Haupt. „Nein“, — sagte sie, „für euch bin ich todt, schon lange, auf immer. Und wäre ich's etwa nicht wirklich, oder, was noch schlimmer, ein wildes Thier, vor dem ihr zurückschaudern würdet, hätte mich hier nicht mein Vater errettet mit aller Aufopferung?“

Zärtlich blickte hier Gutenberg die vor ihm Knieende an; froh streichelte er das glänzende schwarze Haar der Jungfrau, während deren Eltern zum zweitenmale sich der Verzweiflung hingaben.

So standen die Sachen, als neue Ankömmlinge die Scene noch mehr entwickelten.

Geleitet von dem treuen Martin trat Pater Melcher ein. Ihm fast auf dem Fuße folgte Peter Schöffer, welcher den Doctor aufzusuchen kam.

Mit herzlichem Gruße näherte sich der Pater dem Meister. „Ich komme", hob er an, „Euch als neuen Landsmann zu begrüßen, indem ich zum Domprobst hier in Mainz ernannt worden bin. Zugleich hat mich mein hoher Vorgesetzter, der hochfürstliche Erzbischof und Churfürst von Mainz, Herr Adolph von Nassau, zu einem Freudenboten für Euch ernannt, weil er hörte, daß Ihr ein alter, guter Bekannter von mir seid. Der edle Fürst und Herr ernennt Euch in Anerkennung Eurer Verdienste um das ganze Menschengeschlecht zu seinem Hofbuchdrucker mit einem gar ansehnlichen Gehalte und Range, beschenkt Euch auch überdieß noch mit manchen Privilegien und Freiheiten."

Die seligste Freude spiegelte sich bei Anhörung dieser Freudenbotschaft in allen Zügen Martins. Im Voraus theilte er das Entzücken, in welches sein Meister nun ohne Verzug ausbrechen mußte. Er sowohl als der Pater sahen sich jedoch in dieser sichern Erwartung völlig getäuscht.

Ohne eine Miene zu verziehen, hatte Gutenberg seine Erhebung vernommen.

„Verzeiht mir, Hochwürden", sprach er, „wenn Ihr jetzt an mir einen Unerkenntlichen findet. Doch wenn man gestorben ist, fragt man nicht darnach, in was für einem Anzuge man begraben werden soll. Muß ich meine Silva hergeben, mag Hofbuchdrucker werden, wer da will."

Als der Probst auf seine Fragen von dem vorliegenden Falle in Kenntniß gesetzt worden war, sagte er: „Zwei Elternpaare streiten sich um den Besitz eines und desselben Kindes! Auf beiden Theilen scheint das Recht gleich zu

sein. Ich aber bin kein Salomo und meine Weisheit ist hier zu Ende.“

Jetzt mischte sich Peter in die Sache. „Mit Vergunst“, hob er an, „ich wüßte ein Auskunftsmittel, das alle Parteien zufrieden stellte und mich zugleich zum glücklichsten Menschen machte. Gebt mir die Jungfrau zum Weibe und uns Allen ist geholfen.“

„Er hat wahrhaftig nicht Unrecht“, sagte der Probst lächelnd, „denn es steht geschrieben: Ein Weib wird Vater und Mutter verlassen und seinem Manne anhangen.“

Faust stimmte sofort bei und selbst Gutenberg sah Peters erneuerte Bewerbung jetzt aus einem milderen Lichte an; denn es ist einmal dem Sterblichen eigen, daß er, was er selbst nicht haben soll, lieber einem Dritten gönnt als seinem Nebenbuhler.

Die Sache schien sich machen zu wollen. Niemand aber als allein Silva gewahrte, wie des ehrlichen Martins Angesicht eine wahre Leichenfarbe überzogen hatte, wie alle seine Glieder bebten und das Auge seinen Glanz verloren hatte. Und Niemand, denn nur der aufmerksame Melcher gewahrte wiederum, daß eine Thräne die andere über Silva's Wangen herabdrängte und daß solche keine Freudenthränen waren. Da hob er an: „Meine Freunde, es will mich bedünken, als hätten wir einer Hauptperson vergessen, welche gar wohl mit hineinzureden hat. Wie ist's, Tochter Silva! willst du den Peter Schöffer da zum ehelichen Gemahle erkiesen?“

„Nein — nein — nein!“ antwortete die Jungfrau unter heftigem Schluchzen.

„Dieses dreifache Nein“, versetzte der Probst kopfschüttelnd, „ist zu ernst für eine bloße jungfräuliche Ziererei.

Der Knoten schürzt sich wieder. Wer wird ihn auflösen können?" Sein Blick fiel auf den vergessenen Martin, dessen Wangen wieder Farbe bekamen und dessen Auge dankbar auf der Jungfrau haftete. „He da, junger Mann!" rief er ihm zu, „weißt du kein Auskunftsmittel anzugeben? Wir alle würden dir dankbar sein."

Martin stotterte wohl etwas her mit bebenden Lippen, doch konnte es Niemand verstehen. Demohnerachtet errieth der Probst den Sinn davon. Er wendete sich wieder zu Silva. „Hast du vielleicht nur an der Person des dir vorgeschlagenen Bräutigams etwas auszusetzen und kannst du uns an dessen Stelle einen andern empfehlen? Dort steht noch ein junger Mann, der wohl auch eine Frau brauchen könnte." Silva wurde zur Purpurrose und schlug das Auge zu Boden.

„Wer schweigt, willigt ein", sagte Melcher lächelnd, „doch Kind! wenn du hier nicht einmal ein vernehmliches Ja sagen kannst: wie soll es werden, stehst du mit deinem Auserwählten in der Kirche vor Gottes heiligem Altar? Darum, heraus mit der Sprache!"

„Martin ist", stotterte Silva, ohne den Blick zu erheben, „das ehrlichste, treueste Blut. Er wird" — Sie hielt inne.

„Er wird", vollendete Melcher ihre Rede, „darum auch ein guter Ehemann — ein dankbarer Sohn sein. Nicht wahr, so wolltest du sagen, Tochter?"

Und wiederum bejahte Silva's Schweigen diese Frage. Darum richtete auch Melcher eine zweite an die Anwesenden. „Darf ich", sprach er, „demnach den Knoten zerhauen?"

Keins, selbst Peter nicht, wagte einen Einspruch zu thun. Da führte Melcher die sittsame Jungfrau dem

stummen Martin zu und legte Beider Hände in einander. Martin konnte sich sein Glück noch gar nicht als möglich denken und nur durch innige Blicke dafür danken.

„Seht", sagte der Probst, auf den Glücklichen deutend, „er verspricht nicht, euch Eltern und euer Kind lieben und ehren zu wollen — aber er thuts: dafür bürge ich euch." Und zu Peter gewendet, welcher allein unter den Anwesenden eine saure Miene machte, fuhr er fort: „Peter Schöffer, du hast dir durch deine Verdienste um die Buchdruckerkunst einen Ruhm erworben, welcher deinen Namen bis auf die spätesten Zeiten bringen wird." Zu Martin aber sprach er heimlich: „Mein lieber Sohn, wenn Peter Schöffer Ruhm bei den Menschen hat, so hast du solchen hingegen bei dem unwandelbaren Gotte, der deine Treue belohnt hat, und — bei uns. Und sonach ist dir immer das bessere Theil zugefallen."

Martin jedoch war und blieb stumm vor übergroßer Seligkeit. Stumm folgte er mit seiner lieben Braut deren Eltern nach, welche sich gern daheim an der wiedergefundenen Tochter ungestört zu letzen begehrten. Und mit verjüngten Kräften trippelte die alte Hanne hinterdrein. Peter sammt Melcher gingen auch, und Gutenberg gab ihnen fröhlich das Geleite. War es doch ausgemacht worden, daß Silva bis zu ihrer Verehelichung einen Tag bei ihren Eltern, den andern bei ihren Pflegeeltern zubringen sollte. An der Hausthüre verabschiedete sich Gutenberg von seinen Gästen, denn er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich in Glanz zu werfen, um seinem allergnädigsten Landesherrn für die unerwartete Erhebung zu danken.

In die Wohnstube zurückgekehrt, fand er seine Frau vor dem Spiegel stehen. Da sagte er, mit dem Finger

drohend, doch lächelnd: „Ei, ei, will meine Ennel auf ihre alten Tage noch eitel werden?"

Und lachend antwortete Ennel: „Hm, ich stellte mir nur im Geiste vor, wie mir die goldbrocatne Haube stehen würde, die mein reich gewordener Johannes mir zu Silva's Hochzeit anschaffen wird."

„Die sollst du auch haben", sprach Gutenberg mit Herzlichkeit, indem er das treue Weib zärtlich küßte, „und dazu Alles, was ich dir vor langen Jahren versprochen, bis auf die silberbeschlagene Geldtasche herab. O, wie geht mir nun das Herz weit auf vor Lieb' und Dankbarkeit gegen Euch alle, die Ihr mit mir Geduld und Nachsicht gehabt, absonderlich gegen den lieben Gott, der doch noch mein Werk mit seinem Segen gekrönt hat. Derselbe wolle auch ferner meine Kunst, die edle, zu seiner Ehre und der Menschen Heil blühen und gedeihen lassen! Ja, hoch lebe die edle Buchdruckerkunst!" Fortan trübte nichts mehr Gutenbergs spätere Tage. Glücklich lebte er in der Ausübung seiner Kunst und im Kreise der Seinen.

Auch ist der Wunsch des vielgeprüften Meisters in Erfüllung gegangen. Sie hat gelebt, die edle Buchdruckerkunst, seit vier Jahrhunderten, und lebt noch, wie auch dieses Büchlein bezeugt. Und die dankbare Nachwelt hat Gutenbergs Erfindung, die friedliche, segenbringende, höher gefeiert, als das Andenken blutiger Völkerschlachten.

Es war am Vortage des Johannesfestes, am 23. Juni 1840, als von Sachsens Hauptstadt zwei überaus große Dampfwagenzüge, besetzt mit festlich gekleideten und jubelnden Menschen, ausfuhren. Aehnlich zwei ungeheuren Rie-

senschlangen, wanden sie sich keuchend und dampfend durch die blühenden Gefilde des Landes dahin. Nichts hielt ihren raschen Lauf auf. Ihr vielgegliederter Körper glitt über und unter Landstraßen hin, bohrte sich durch Gebirge, schwamm über Ströme, sprang über Bäche und bahnte sich Weg über Moräste. Und wo diese Schlangen anhielten, um einen Augenblick Athem zu holen und einen Trunk frischen Wassers zu sich zu nehmen, da standen auch schon wiederum Schaaren von fröhlichen Menschen, welche die Reise mit zu machen begehrten und in dieser Absicht sich auf der Schlangen Rücken schwangen. Es sollte in der weltbekannten und berühmten Stadt Leipzig ein großes Fest gefeiert werden, zu welchem sich der fremden Gäste gar viele einzustellen eilten. In Wurzen angelangt, wurde ein umfangreicher, mehre Tausend Kirschen enthaltender Korb der Decke eines Wagens eingepaßt, damit die lieblichen Früchte am nächsten Tage die Festtafeln zieren könnten. Eine grüne Blätterdecke barg die Kirschen vor den begehrlichen Sonnenstrahlen und die eiserne Umschränkung des Wagendaches bewahrte den breiten Korb mit dem etwas niedrigen Bord vor dem Herunterfallen. Allein es geschah, daß der, durch das blitzschnelle Vorwärtsdringen des Wagenzuges erzeugte Wind mit neidischer Gewalt den Korb erfaßte, aus dem Sattel hob, umstürzte und über die nachfolgenden Wagen hinwegführte. Darauf sahen sich die darin Sitzenden mit einem Kirschenregen überschüttet, welcher sich wie aus einem reichen Füllhorne über sie ergoß und der mit lautem Jubelgeschrei aufgenommen wurde. Nach kurzem Zwischenraume lag die ersehnte Stadt vor den Reisenden. Dieselbe wurde von den beiden Ungeheuern — den Wagenzügen — mit mächtig tönendem

Pfeifen und Geheule begrüßt. Ihm antwortete nicht etwa das Angstgeschrei der sie erwartenden Einwohner, sondern der allgemeine Jubelruf; denn solche Lindwürmer läßt man sich heut zu Tage gern gefallen. Dessen Rücken enthüpften jetzt zahllose Gäste, welche von den biedern, gastfreien Bewohnern freudig bewillkommt und in Empfang genommen wurden. Dasselbe Schauspiel erneuerte sich auch am Morgen des nächsten Tages, und durch alle Thore der Stadt wallten unabsehbare Fremdenzüge zu Fuß, Pferd und Wagen herein. Es erhob sich aber mit dem Anzuge des jungen Tages in der Stadt ein weithin schallendes Getön von Posaunen, Pauken und Zimbeln, um die Schläfer aus den Betten aufzuwecken und solche dem beginnenden Feste zuzuführen. Darauf ordneten sich alle Männlein, je Paar und Paar, und zogen in friedsamer Stille in eine große Arche — die Thomaskirche genannt — ein, wo sie Herz und Mund öffneten, um dem lieben Gott für den heutigen Festtag zu danken, an welchem vor 400 Jahren der ehrsame Meister Johannes Gutenberg den ersten Grund zu der noch ehrsamern Buchdruckerkunst gelegt hatte. Es sangen auch die Thomasschüler gar liebliche Weisen dazwischen und der Leipziger Stadtmusikus mit seinen kunstfertigen Gesellen begleitete dieselben mit allen ihm zu Gebote stehenden Klängen. Und ein großer Mann, dem Namen und Geiste nach, verklärte in begeisterter Rede die menschliche Kunst im Lichte des Glaubens an die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts. Nach Erfüllung dieser heiligen Pflicht sammelten sich viele Tausende zu einem unabsehbaren Zuge, welcher musicirend durch die gedrängt vollen Straßen dem Marktplatze zuschritt. Derselbe bestand aus den Mitgliedern des Lehr-, Wehr- und Nähr-

Standes. Voran reitende Stadt-Wehrmänner in kriegerischem Schmucke, dann ein Trupp Trompeter und Schalmeier, nun die lernende Jugend mit ihren Lehrern; die Jünglinge der Universität mit ihren hochgelahrten Professoren, die einhergingen in fürstlichem Glanze, angethan mit Sammet und Seide, mit Gold und Silber, mit Hermelinmantel und Gnadenkettlein, umwallt von flatternden Fahnen und wogenden Federbüschen. Vor und hinter ihnen schritten die Hauptpersonen des Festes; die Buchdrucker, Buchhändler, Schriftsetzer und Schriftgießer mit der gar schön von leipziger Frauen und Jungfrauen gestickten Buchdruckerfahne. Auch wurde in ihrer Mitte das Buch aller Bücher, die Bibel, einhergetragen. Und die, so solche dem Volke auslegen, die Schriftgelehrten und Priester der alten und neuen Satzung, Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Griechen und Juden, — Alle zogen dießmal in friedlicher Eintracht dahin. Es waren ferner dabei die Väter der Stadt, die Mitglieder der Landesbehörden, die Consule der auswärtigen Mächte, die Anführer der Soldaten, die Eisenbahnleute mit ihrer Fahne, die Landtagsabgeordneten, die Buchbinder und sämmtliche Zünfte, mit Fahnen und Abzeichen. Des Paukens und Blasens nahm kein Ende in dem unermeßlichen Zuge, der von fröhlichen Gesichtern angestaunt wurde. Der silberne Greif, welcher mit seinen Klauen die Druckballen umfaßte und über einer gekrönten Schriftrolle thronte, beschirmte, zu vielen hundertmalen von den Buchdruckergehilfen getragen, den ganzen Zug, welcher jetzt den Marktplatz erreichte. Hier erhob sich ein ungeheures Gebäu im Halbkreise, welches, allmählig von der Erde gen Himmel emporsteigend, die Frauen und Jungfrauen, so wie die 500 Sänger mit ihrem Meister

trug. Diese thaten alsbald ihren Mund auf, so wie der Meister eine weiße Papyrusrolle durch die Lüfte schwang. Und was sie sangen, war zur Ehre Gutenbergs, welcher — wie einst der Herr, unser Gott, in der Welt — Licht gemacht hatte durch seine Erfindung in den Köpfen der Menschen. Da die Töne verklungen waren, bestieg ein blonder, deutscher Mann die Rednerbühne und machte in feurigen Worten kund, was Großes und Herrliches unser Gott durch Gutenberg hervorgebracht hätte. Während er noch so redete, geschah es, daß vier grüne Wände von einer hohen Schaubühne niederfielen, auf welcher nun eine Drucker= und Schriftgießer=Werkstatt sichtbar wurde. Zu gleicher Zeit sank die graue Hülle von einem hohen Gegenstande herab und Gutenbergs, des längst entschlafenen Meisters, riesiges Ebenbild schoß über die unzähligen Schaaren, gleich einem weißen Geiste, empor. Das erste Buch in seiner Hand haltend, schaute derselbe ernst staunenden Blickes umher, sah den weiten Markt, die hohe Schaubühne, die Fenster und Dächer aller Häuser mit zahllosen Köpfen besetzt, sah zu seinen Füßen die Buchdruckerpressen in voller Thätigkeit, den Schmelzlöffel rauchen, fertige Druckbogen und blitzende Lettern unter das jubelnde Volk auswerfen. Es geschah auch, daß der Wind seinen Antheil haben wollte und darum ein volles Bündel gedruckter Festgesänge erfaßte, sie hoch in die Lüfte emporwirbelte und dort, gleich weißen Tauben, in alle Himmelsgegenden ausfliegen ließ. Hört ihr den vieltausendstimmigen Gesang, der die Brust eines jeglichen Zuschauers erschwellen läßt? Ein wogendes Meer von Tönen ist er, die hinüber und herüber, hinauf und herab erklingen, das Herz begeistern, das Auge dankbar auf dem weißen Gu=

tenbergsbilde haften machen. Endlich zerstreut sich die Menge. Dreitausend Männer begeben sich in ein Festgebäude, getragen von 140 Säulen, geschmückt mit 20,000 Ellen Guirlanden, angefüllt mit einem Irrgarten von weiß gedeckten Tafeln und hölzernen Ruhebänken. Trompetengeschmetter ladet die Gäste zum fröhlichen Mahle ein. Diese nehmen Platz; der Reiche und der Arme, der Herr wie der Gehilfe, der Vornehme und Geringe — Rang, Amt, Reichthum, Niedrigkeit — Alles wird heute vergessen. Es thun sich auf die Thüren der gigantischen Küchen. Anderthalb Hundert Diener fliegen, wie die Bienen aus ihrem Flugloche, heraus und verlieren sich, die rauchenden Suppenterrinen tragend, in dem unermeßlichen Saale. Zehnmal erneuern sie diesen Gang, immer neue Gaben ausspendend unter das bunte Gewimmel. Sechs Scheffel grüne Schoten, Erbsen, 60 Rehe, zahlloses Geflügel, alles Aalgewürme von nah und fern — wer vermöchte zu zählen und anzugeben, was heute zu Gutenbergs Ehren in die 3000 hungrigen Magen hinabwanderte? Bald ertönt froher Becherklang; 3000 Stimmen fallen donnernd ein in ein jubelndes Hoch, so oft sie von begeisterten Rednern dazu aufgefordert werden. Der arme Drucker- und Schriftgießer-Gehilfe, der nie gegessen und getrunken hat wie heute, ist selig. Er merkt es nicht, daß in der Fröhlichkeit ihm ein Haarbeutel erwächst, der ihm das Haupt nach hinten zieht; er ist selig aber still, gesittet wie jeder Gast. Kein Zank, kein Streit, kein wilder Rausch stört die Heiterkeit des frohen Mahles, das bis zum Abende währt, wo die ganze Stadt in ein glänzendes Lichtgewand sich wirft, wo die Straßen voll froher Menschen sich füllen, Jubel von allen Seiten ertönt und die

Nacht umsonst zur Ruhe einladet. Am zweiten Tage erschloß sich die Halle der Buchhändlerbörse allen Beschauern, welche die Buchdruckerkunst von ihrem ersten Entstehen an bis zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit durch eigene Anschauung kennen lernen wollten. Aus allen Gegenden Europa's waren Beiträge zugeflossen, alle Zeiten seit vier Jahrhunderten hatten ihre Erzeugnisse geliefert und neben der fast unerkennbaren Nonpareille-Fraktur erblickte man die ellenlangen Buchstaben abgeklatschter Aushängebogen.

Weil aber die Männer am ersten Festtage ihr Gutes in der Festhalle genossen hatten, so begehrten auch die Frauen und Jungfrauen ihren Antheil davon. Deshalb verwandelte sich am Abend des zweiten Tages der Speisesaal in einen Feenpalast, dessen hehre Räume von Kerzenschimmer blinkten und von Klängen wiederhallten, welche mechanisch die Beine und Füße in eine rasche Bewegung setzten. Tausend geschmückte Paare tanzten hierauf durch die weiten Hallen und achteten nicht des Regens, der hier und da den getäfelten Fußboden benetzte. Bis zum Morgen währte der Freudenrausch, welcher wohl mancher Lunge ein lebensgefährliches Andenken hinterlassen haben mag. Am Nachmittage des dritten Tages zog das Volk hinaus vor die Stadt mit Sang und Klang, mit Weib und Kind, mit einem Riesen-Dickkuchen und vollen Fässern Weins. Auf einem derselben saß Vater Bachus, der Weingott, mit bekränztem Haupte und fröhlich aus der Flasche trinkend. Auch Apoll mit der goldnen Leier, ein gewappneter Rittersmann zu Pferde, andere zu Fuß, schlossen sich dem fröhlichen Zuge an, der sein Ziel auf einem weiten grünen Anger fand. Hier gab es Kletterstangen, Vogel- und Sternschießen, Schaukeln, Ringelrennen, Tanzböden,

Wettreiten und Wettlaufen, aufsteigende Luftbälle und rundum gehende Eisenbahnen. Das Volk setzte sich nieder um zu essen und zu trinken, und stand auf, um zu tanzen und zu spielen. Dasselbe erkannte mit Dank und Freude, wie so väterlich die Väter der Stadt und die Anordner des Gutenbergsfestes für Alle gesorgt hatten und genoß die ihm bereitete Freude auf würdige Weise. Zuletzt stiegen Feuergarben in die laue Sommernacht empor; Feuerräder zischten, Leuchtkugeln erglänzten, Schläge donnerten und ein Strauß von unzähligen Raketen rauschte zum Himmelsdome auf, dort einen Sternenregen herabschüttend. Die Fackeln, welche zum endlichen Heimgange geleuchtet hatten, wurden vor Gutenbergs Standbilde niedergelegt und, während sie als rothe Lohe gen Himmel aufschlugen, die festlichen Tage mit einem frommen Liede beschlossen. Gutenbergs Bildsäule aber fand ihren Platz da, wo sie am geeignetsten hingehört — in der Rathsliberei zu Leipzig.

Also ehrte die dankbare Nachwelt die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche, obschon nicht frei von schädlichem Mißbrauche, des Guten viel schon geschaffen und auch dieses Büchlein in's Dasein gerufen, um dessen nachsichtsvolle Aufnahme und Beurtheilung hiermit bittet:

Gustav Nieritz.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Bei **Im. Tr. Wöller** in **Leipzig** erschienen ferner nachstehende anerkannt vortreffliche Schriften, welche durch **jede Buchhandlung des In- und Auslandes** bezogen werden können.
NB. 1 Thlr. ist = 24 gGr., = 30 Sgr., = 1 Fl. 30 Xr. C. M., = 1 Fl. 48 Xr. rhein., = 48 Schill. N. ⅔, = 2 Mark 8 Schill. Cour.

Auswahl vorzüglicher Jugendschriften
zu Weihnachts-, Geburtstags- und sonstigen Festgeschenken, so wie zu Prämienbüchern besonders passend.

Gustav Nieritz,

Das vierte Gebot oder die ungleichen Brüder. Erzählung für Aeltern und Kinder. 2te Auflage. Mit fein. Stahlst.; eleg. geb. 15 Sgr. Seppel oder der Synagogenbrand zu München. Erzählung für Jung und Alt. 3te Auflage. Mit fein. Stahlst.; eleg. geb. 15 Sgr.

Diese 2 Schriften sind ihrer besondern Vortrefflichkeit halber ins Französische und im Auftrage S. K. K. Hohheit des Erzherzogs Stephan von Oesterreich ins Böhmische übersetzt worden.

Die Salzburger und deren Vertreibung. Erzählung für Familienkreise und die reifere Jugend. **Wohlfeile Ausgabe.** eleg. geb. 12½ Sgr. (Ist wiederholt als eine bei den Bewegungen auf dem Gebiete der Religion höchst wichtige Schrift empfohlen worden.) Seitenstück ist: Der Schwede auf Rügen. Erzähl. aus dem 30jähr. Kriege. eleg. geb. 10 Sgr.

Jugend-Hain, oder: klassische Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen aus dem Natur- und Menschenleben. Ein lehrreiches Bildungs- und Unterhaltungsbuch für die deutsche Jugendwelt. Bearb. u. zusammengest. aus den Werken der ausgezeichnetsten mustergültigsten ältern und neuern Jugend- und Volksschriftsteller von **Gg. A. Winter.** (Besondere Festgeschenks- u. Prämienausg. von des Verf. „**Allgem. Lesebuch.**") **1r Theil:** für das Alter von 7—10 Jahren. Mit 3 fein illum. Stahlst.; eleg. geb. 15 Sgr. — **2r Theil:** für das Alter von 10—14 Jahren. Mit 2 fein illum. Stahlst., eleg. geb. 20 Sgr.

Die Pilgerreise nach dem heiligen Lande, oder: Schicksale und Erlebnisse im Orient. Unterhaltende und in Bezug auf bibl. Geschichte und Geographie belehrende Erzählung für die Jugend und deren Freunde. Von Dr. **Fr. Schwed.** Mit fein. illum. Titelkpfr. 2te neu bearbeitete Auflage. eleg. geb. 15 Sgr.

(Diess ward einstimmig als ein lebendiges u. farbenreiches für das Bildungsbedürfniss u. Anschauungsvermögen der Jugend ganz vortrefflich bearbeitetes Reisegemälde empfohlen.)

Der Tyroler Kampf für's Vaterland unter Andreas Hofer. Erzählung für Jung und Alt von **Eber-**

hard Stein. 2te Auflage, neu bearbeitet von **Gg. A. Winter.** Mit fein. Stahlst.; eleg. geb. 15 Sgr.

Der kleine Hausirer, od.: Gott lenkt die Schicksale wunderbar. Erzähl. aus dem Leben für Kinder u. Kinderfreunde von **C. G. Holzmüller. Wohlfeile Ausgabe.** Mit fein. Stahlst.; eleg. geb. 15 Sgr.

Blüthen u. Früchte aus dem Garten des Lebens. Eine Reihe belehrender und unterhaltender Jugend- und Volkserzählungen von **Fr. Ahlfeld, W. O. v. Horn,** (Verf. der Spinnstube), **Wilh. Müller,** (Mitarb. an der Jugendbibl. von **G. Nieritz**) u. A. (Mit fein. Stahlst.) eleg. geb. Preis 15 Sgr.

Vorstehende **Jugend- und Volksschriften** sind sämmtlich, als zu den besten und lehrreichsten der neuern Zeit gehörig, von den gewichtigsten Stimmen zu ganz besonderer Berücksichtigung empfohlen worden. Sie haben überall hin so viel Beifall gefunden, dass sie wohl selten in einer guten Schul- und Gemeinde-Bibliothek mehr fehlen.

In demselben Verlage erschienen ferner von

Gg. A. Winter, (Oberlehrer):

Rechnungsaufgaben für Bürger- und Landschulen, versehen mit d. nothwend. Regeln zu d. verschied. Rechnungsarten.

Es existirt hiervon eine Ausg. für **Sachsen** u. eine für **Preußen** und die nach dem preuss. Münzsystem rechnenden Staaten.

1. Theil: 2000 Aufg. f. Unter- u. Mittelkl. 11te Auflage. 4 Sgr.; bei 20 Exempl. nur 3 Sgr.

2. Theil: 2000 Aufg. für Oberkl. 7te Auflage. 6½ Sgr.; bei 12 Exempl. nur 5 Sgr.

Facitbuch z. d. 1. Theil 4 Sgr., desgl. z. 2. Theil 5 Sgr.

Hierzu erscheint auch noch ein 3. Theil für die höhern Klassen. Einstimmig rühmen alle Rec. an diesen fast in allen Schulen des Königr. u. der Herzogth. Sachsen eingeführten Rechnungsaufgaben die richtige Stufenfolge, ferner, daß sie ganz und gar aus dem Leben entnommen sind und das Denkvermögen des Schülers gehörig in Anspruch nehmen, besonders aber die einfache, klare und höchst prakt. Methode des Verfassers.

8 arithmetische Wandtafeln oder 12,000 Rechnungsaufgaben. (Zum Nebengebrauche neben obigen Rechnungsaufg.) 20 Sgr. — **Facitbuch und Anweisung** hierzu 15 Sgr.

Diese Aufg. wurden als ein fast unerschöpfl. Aufgabenmagazin für's Tafelrechnen empfohlen, welches namentlich den Vortheil biete, daß mit einer einzigen Tafel 100 und mehr Rechenschüler aus ganz verschiedenen Abtheilungen zugleich beschäftigt werden können.

Zur Vorbereitung auf die Winter'schen Rechnungsaufg. dienen:
Rechnenfibel und 9 Wandtafeln mit Zahlen ohne Ziffern für den ersten Elementar-Rechnenunterricht, begr. auf Verbannung der Ziffern u. alles Mechan. beim ersten Rechnenunterricht. Zur Vorbereitung auf den Gebrauch der Rechnungsaufgaben von **Gg. A. Winter**, sowie jedes andern Rechnenbuches mit Ziffern. Von **Ch. H. Eismann**. (Anweisung zum Gebrauch gibt der dazu gehörige **Lehrgang** mit 444 eingekleideten Uebungsaufgaben.)

Preis der Rechnenfibel geb. 2 Sgr., bei je 16 Exempl. nur 1½ Sgr.; der der Wandtafeln 12 Sgr.; des Lehrgangs 6 Sgr.

Die Kritik bezeichnete dieß als ein treffl. method. Elementar-Rechnenwerk, wodurch auf ungemein leichte u. ansprechende Weise (spielend) schnell und sicher tüchtige Rechner gebildet würden. Namentlich ward die lebensfrische u. anmuthige Einkleidung der Uebungsaufg. als ein hoher Werth desselben gerühmt.

Der Elementarschüler, enth. die ersten Anschauungs-, Lese-, Schön- u. Rechtschreibeübungen. Mit Druck- u. Schreibschrift. 7te Auflage. 3 Sgr.; bei 20 Exempl. nur 2 Sgr.

Selbst Gegner der Methode empfahlen dieß als ein vorzügl. Hülfsmittel für den sich immer mehr verbreitenden Schreibleseunterricht. Ihm schließt sich genau an:

Allgemeines Lesebuch für deutsche Stadt- u. Landschulen.

1. Theil: für Mittelklassen. 3te Auflage. 6 Sgr.; bei 20 Exempl. nur 4 Sgr.

2. Theil: für Oberklassen. 4te Auflage. 12 Sgr.; bei 20 Exempl. nur 8 Sgr.

Vom 1. Theil wurden, trotz der mißlichen Zeitverhältnisse bei seinem ersten Erscheinen, und trotz der großen Zahl von Lesebüchern, schon nach 2½ Jahren 3, und vom 2. 4 Auflagen nöthig. Einstimmig ward hieran die sehr geschmackvolle Auswahl und echt pädag., geschickte system. Zusammenstellung des aus den Werken der ausgezeichnetsten, mustergültigsten ältern und neuern Jugend- und Volksschriftsteller gewählten, vielseitigen und vortreffl. Stoffes gerühmt; nicht nur die Realien behandle es vollständig, sondern es biete köstl. Nahrung für Verstandes- u. Gemüthsbildung zugleich u. reiche für die ganze Schulzeit aus.

Hiervon ist auch eine zu **Festgeschenken u. Prämienbüchern** bestimmte Prachtausgabe, eleg. geb. u. mit illum. Stahlst., zu haben, die zum Unterschied den Titel: **Jugendhain** führt.

Der Denk-, Sprach- und Schreibschüler. Uebungs- und Wiederholungsbuch mit Aufg. zu Verstandes-, Sprech- u. Rechtschreibeübungen für Mittelklassen. Mit 12,000 Rechnungsaufg. 4te Auflage. 5 Sgr.; bei 20 Exempl. nur 4 Sgr. (Ist neue, gänzlich umgearbeitete Auflage von desselben Verfassers „Hausfleiss“)

Dieß ward als ausgezeichnetes, ungemein reichhaltiges Hülfsmittel beim deutschen Sprachunterricht empfohlen, durch dessen Ge-

brauch, namentlich in Landschulen, ein weiterer Sprachcursus überflüssig werde.

Zu diesem und dem **Elementarschüler** dient als Handbuch für den Lehrer:

Ausführliche Lehrstoffe für den gesammten deutschen Sprachunterricht, od.: Schreiblesemethode, Lesen, Sprachlehre, Rechtschreibung mit Interpunktionslehre und der Unterricht im schriftlichen Gedankenausdruck in steter Verbindung u. Wechselwirkung. Begründet durch systematisch fortschreitende **Sprech-, Lese-, Denk-, Dictir- u. schriftliche Aufsatzübungen, so wie Aufgaben zum Hausfleiß.** 2te umgearb. Auflage. 1. Band. **Elementar-Lehrgang.** (I. Unterkl.) 12 Sgr.; 2. Bd. 1. Abth. **Begründungs-Lehrg.** (II. Mittelkl.) 12 Sgr.; 2. Band. 2. Abth. **Ergänzungs-Lehrgang.** (III. Oberkl.)

Den **Vollendungs-Lehrgang** bildet der **Interpunktionsschüler** für Lehrer und Schüler in Oberkl. 6 Sgr.; bei je 25 Exempl. nur $4\frac{1}{6}$ Sgr.

Diese Lehrstoffe wurden empfohlen als das erste ganz aus der eigentl. Schulpraxis hervorgegangene Werk für Volksschulen über deutsche Grammatik.

Stylistisches Aufgaben-Magazin, enth. 1500 der verschiedenartigsten vom Leichten zum Schwerern fortschreitenden Aufg. zu schriftl. Arbeiten u. Aufsätzen, für die Mittel- u. Oberkl. in Volksschulen. 2 Curse. 3te Auflage.

Ist als eins der besten Werke seiner Art rühmlichst bekannt. Noch mehr erhöht ist aber sein Werth durch diese neue Bearbeitung, wodurch es nun Schritt für Schritt mit obigen Lehrstoffen geht. Die Aufgaben, die in jenen mündlich gelöst werden, sind hier zu schriftl. Bearbeitung geboten.

Als Hülfsmitlel zur Ausbildung im Styl dient ferner:

Der Briefschüler. Enthaltend **425 Briefe und Geschäftsaufsätze**, näml.: 150 kurze und leichte Kinderbriefe für die ersten Anfänger, und 275 Musterbriefe und Geschäftsaufsätze über Vorkommnisse im prakt. Leben. Zunächst Hülfsmittel beim Unterricht im Styl für Lehrer und Schüler in Volks-, Fortbildungs-, Real- u. Gewerbschulen. Mit 115 Briefen u. Geschäftsaufsätzen vermehrte 2te Auflage. 15 Sgr.; bei 12 Exempl. nur 11 Sgr.

Dieß ward als ein durch und durch praktisches, dem Leben entnommenes Buch empfohlen; jede Seite biete wahrhaft Brauchbares in Menge, der Styl sei weder gesucht, noch verwässert, sondern fließend, rein, durchaus einfach und ganz natürlich. Nicht nur in der Schule, sondern auch bei Erwachsenen hat es großen Beifall gefunden, weshalb es nun auch in einer besondern, erweiterten Ausgabe zu haben ist unter dem Titel:

Unterweisendes Musterbuch zur richtigen Abfassung von Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art für die verschie-

denartigen Vorkommnisse im Leben, oder: prakt. Anweisung für alle Stände zum gehörigen schriftlichen Gedankenausdruck im Freundschafts-, Familien- und Geschäfts-Verkehr, erläutert durch **440 Musterbriefe u. Formulare zu Geschäftsaufsätzen, (Documenten, Urkunden, Scheinen)**, so wie Eingangs- und Schlußformeln zu den einzelnen Briefarten. Eleg. geb. 20 Sgr.

Volksliederkranz für Schule und Haus. Eine Sammlung der besten, beliebtesten u. leicht singbaren Volkslieder u. Volksweisen. (2—3stimmig ausgesetzt).

1s Heft. Ausg. **A. Volkslieder.** (Textbuch.) enth.: 80 Volkslieder u. 8 Canons. 5te Auflage. 1½ Sgr.; 30 Exempl. nur 1 Thlr. 5 Sgr.

1s Heft. Ausg. **B. Text und Singweisen** vereinigt. 2te Auflage. 4½ Sgr.; bei je 12 Exempl. nur 3½ Sgr.

2s Heft. (Text und Singweisen vereinigt.) Enth.: 8 Vaterlands-, 9 Heimaths-, Abschieds- und Wander-, 18 Freundschafts- und Gesellschafts-, 4 Gelegenheitslieder; 27 Lieder zum Lobe der Natur; 6 Canons. 4 Sgr.; bei je 12 Exempl. nur 3 Sgr.

Diese Samml. ward als eine der besten empfohlen, namentlich enthalte sie nur Volkslieder im strengsten Sinne.

Theoret. Theil u. Vorläufer hierzu u. zu allen ähnl. Werken ist:

Theoret.-prakt. Gesanglehre f. Bürger- u. Landschulen. Mit 2-, 3- u. 4stimm. Uebungsstücken u. Auswahl von Leichenarien. Von **H. G. Langer**, bevorw. von **Gg. A. Winter.** 12½ Sgr.; bei je 12 Exempl. nur 8 Sgr.

Dieß ward als ein Werk bezeichnet, an dem man den tüchtigen, sachkundigen Verfasser erkenne, und wer eine wirklich gute Gesanglehre für Volksschulen haben wolle, der finde sie hier.

Den 2 vorstehenden Werken schließt sich auch an:

H. Krause's Choralbuch in 4 einzelnen Stimmheften Enth. 120 Choräle (d. gebräuchlichsten aller Liedersammlungen). Heft 1: *Sopran*. Heft 2: *Alt*. Heft 3: *Tenor*. Heft 4: *Bass*. Jedes Heft 3 Sgr.; bei 20 Heften nur 2½ Sgr.

Aehnl. Hefte, in welchen die Stimmen einzeln ausgesetzt und die allein käuflich sind, hatte man bisher noch nicht. Diese entheben nun des zeitraubenden Abschreibens der einzelnen Choräle.

E. Hassenstein's u. Gg. A. Winter's Lehrbuch der Naturgeschichte für Töchterschulen. Für Lehrer u. Schülerinnen, sowie zum Selbstunterricht für die Gebildeten des weibl. Geschlechts. 2 Thle. 1. Theil (Mineral- und Pflanzenreich). 2. Theil. (Thierreich). Jeder Theil kostet 15 Sgr., bei 12 Exempl. nur 12 Sgr.

Vor allen Lehrfächern bedarf die Naturgeschichte in Töchterschulen ganz anderer Behandlung, als in Knabenschulen. Nach dem einstimm. Urtheil ist dieß hier in ausgezeichnet prakt. Weise geschehen, und diese Erscheinung von höchstem Interesse.

Druck von C. Stange's Buchdruckerei in Leipzig.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Verlag
von
Em. Tr. Wöller
in
Leipzig.

Nieritz, Gustav,

Gutenberg und seine Erfindung eine unterhaltende und belehrende Erzählung
für Jung und Alt über Sprache, Schrift und Buchdruckerkunst

Leipzig [1841]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.lit.1989
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11093858-3